

Peter Gstettner

Mauthausen und andere Orte

Narben – Wunden – Erinnerungen

schulheft 121/2006

StudienVerlag

IMPRESSUM

schulheft, 31. Jahrgang 2006

© 2006 by StudienVerlag Innsbruck-Wien-Bozen

ISBN 3-7065-4311-7

Layout: Sachartschenko & Spreitzer OEG, Wien

Umschlaggestaltung: Josef Seiter

Printed in Austria

Herausgeber: Verein der Förderer der Schulhefte, Rosensteingasse 69/6,
A-1170 Wien

Grete Anzengruber, Barbara Falkinger, Anton Hajek, Norbert Kutalek, Peter Malina, Heidrun Pirschner, Editha Reiterer, Elke Renner, Erich Ribolits, Josef Seiter, Michael Sertl, Karl-Heinz Walter, Reinhard Zeilinger, Johannes Zuber

Redaktionsadresse: schulheft, Rosensteingasse 69/6, A-1170 Wien; Tel.: 0043/1/4858756, Fax: 0043/1/4086707-77; E-Mail: seiter.anzengruber@utanet.at; Internet: www.schulheft.at

Redaktion dieser Ausgabe: Peter Gstetner

Verlag: Studienverlag, Erlersstraße 10, A-6020 Innsbruck; Tel.: 0043/512/395045, Fax: 0043/512/395045-15; E-Mail: order@studienverlag.at; Internet: www.studienverlag.at

Bezugsbedingungen: schulheft erscheint viermal jährlich.

Jahresabonnement: € 25,-/43,80 sfr

Einzelheft: € 9,90/18,10 sfr

(Preise inkl. MwSt., zuzügl. Versand)

Die Bezugspreise unterliegen der Preisbindung. Abonnement-Abbestellungen müssen spätestens 3 Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

Geschäftliche Zuschriften – Abonnement-Bestellungen, Anzeigenaufträge usw. – senden Sie bitte an den Verlag. Redaktionelle Zuschriften – Artikel, Presseaussendungen, Bücherbesprechungen – senden Sie bitte an die Redaktionsadresse.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion oder der Herausgeber wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Haftung. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Offenlegung: laut § 25 Mediengesetz:

Unternehmensgegenstand ist die Herausgabe des schulheft. Der Verein der Förderer der Schulhefte ist zu 100 % Eigentümer des schulheft.

Vorstandsmitglieder des Vereins der Förderer der Schulhefte:

Elke Renner, Barbara Falkinger, Josef Seiter, Grete Anzengruber, Michael Sertl, Hannes Zuber.

Grundlegende Richtung: Kritische Auseinandersetzung mit bildungs- und gesellschaftspolitischen Themenstellungen.

INHALT

Peter Gstettner	
Vorwort: Mauthausen – ein Thema für Generationen	5
Andreas Baumgartner	
Weibliche Häftlinge im KZ-Mauthausen	
Eine Spurensuche	10
Esther Bauer	
„Ich wurde in Mauthausen befreit“	23
Brigitte Halbmayr	
NS-Verfolgung und sexualisierte Gewalt gegen Frauen	27
Anita Farkas	
Weibliche Konzentrationshafterfahrungen ziehen Spuren von	
Seelenverletzungen in die Gegenwart	40
Helga Amesberger	
Die Bedeutung von Trauma im Forschungsprozess	58
Nadja Danglmaier	
Schweigen oder sprechen?	68
<i>Intergeneratioe Kommunikation in Familien Überlebender des Holocaust</i>	
Hans Haider	
Abschied von Helene Weiss – die „Sidonie“ von Klagenfurt	79
Anita Farkas	
Der lange Weg zur Erinnerung	
Vom anonymen Massengrab zum Denkmal der Namen	87
Nadja Danglmaier	
Thea M. Rumstein, geboren 1928 in Wien.	
Eine Überlebengeschichte	97
Rupert Huber	
Lasst kein Gras wachsen über die bösen Erinnerungen	105
<i>Erinnerungskultur in Gallneukirchen</i>	
Martin Krist	
Besuch der KZ-Gedenkstätte Mauthausen	
mit Schülerinnen und Schülern.	
Ein Erfahrungsbericht	119

Peter Malina	
Mehr als Zahlen, Daten und Fakten?	126
<i>Das Konzentrationslager Mauthausen in österreichischen Geschichtslehrbüchern</i>	
Buchrezensionen	
<i>Walter Kohl</i>	137
<i>Gernot Haupt</i>	139
<i>Lisa Retzl</i>	141
AutorInnen	144

Peter Gstettner

Vorwort: Mauthausen – ein Thema für Generationen

„Wir stellen der Geschichte viele Fragen. Nicht immer kann sie sie beantworten“, meint Lucie Varga an einer Stelle in ihren mentalitätshistorischen Studien 1936-1939, die wohl nicht zufällig unter dem Titel „Zeitenwende“ erschienen sind.¹

Vielleicht haben wir auch nicht immer die richtigen Fragen an die Geschichte gestellt. Oder vielleicht hat die Geschichte unsere Fragen anders beantwortet, weil die etatistische Geschichtsschreibung selbst andere Interessen verfolgte, weil sie die (österreichische) Mentalität in Rechnung und das „nationale Interesse“ am präsentablen Selbstbild in den Vordergrund stellen wollte?

Im vergangenen Jahr 2005 widmete sich die nationale Geschichtsschreibung in Österreich – in Form von staatstragenden Ausstellungen – jedenfalls der anderen Zeitenwende. Von einer restaurierten Burg in Niederösterreich, der Schallaburg, tönte es den BesucherInnen von nah und fern entgegen: „Österreich ist frei“. Gemeint war mit diesem Freudenruf aber nicht die Befreiung vom Nazijoch, das man 1938 bis 1945 gar nicht unerfreut auf sich genommen hatte. Gemeint war folglich auch nicht die Befreiung der Häftlinge aus den Arbeits-, Gestapohaft- und Konzentrationslagern. Mit diesem wahren Terrornetzwerk hatten die Nazis Österreich übersät, um den Widerstand zu brechen und die Rüstungswirtschaft für den „Endsieg“ fit zu machen.

Alle brillanten staatlichen Inszenierungen der (fast) unbeschädigten österreichischen Identität, die die „Erfolgsgeschichte der 2. Republik“ begründet, werden jedoch die unangenehmen

1 Lucie Varga: *Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936-1939*. Herausgegeben von Peter Schöttler. Frankfurt 1919. Lucie Varga, geboren 1921 als Rosa Stern in Baden bei Wien, gestorben 1941 in Toulouse, war Historikerin und Autorin in der berühmten französischen Zeitschrift *Annales*, die u.a. auch durch ihre Kritik am nationalsozialistischen Deutschland hervorgetreten ist.

„Fragen an die Zeitenwende“, die Fragen an unsere Geschichte vor und nach 1938 nicht zum Erliegen bringen. Und das ist die These in diesem schulheft mit dem Schwerpunkt „Mauthausen“: Es werden noch viele Generationen nach uns Fragen an das historische und kulturelle Vermächtnis der NS-Zeit haben, Fragen, die vielleicht weniger an die traditionelle Geschichtsschreibung gerichtet sind, sondern an die gesellschaftskritischen Sozial-, Kultur- und Humanwissenschaften.

Noch für viele Generationen nach uns wird „Mauthausen“ Fragen aufwerfen. Diese werden nicht im neuen Besucherzentrum von Mauthausen, nicht auf den Homepages und auch nicht von den Audio-Gides beantwortet werden. Ob Österreich künftig überhaupt zu Antworten fähig sein wird, wird nicht zuletzt davon abhängen, ob es der zweiten, dritten, vierten usw. Generation gelingt, in diesem Land eine „Erinnerungskultur“ aufzubauen und zu pflegen, die diesen Namen auch verdient. Und dies ist nicht auf den Ort Mauthausen begrenzt. Im Gegenteil: Das „Erinnern an Mauthausen“ ist in den letzten Jahren ganz gut ausgebaut und staatlich abgesichert worden. Hier besteht kaum die Gefahr, dass Mauthausen aus dem österreichischen Gedächtnis schwindet. Die Mauthausen-Gedenkstätte verzeichnet eine hohe Besucherfrequenz. Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen findet sich auch schon in so manchen Geschichtelehrbüchern (siehe dazu den Beitrag von *Peter Malina*). Die didaktische Annäherung an Mauthausen wird von kreativen und engagierten PädagogInnen vorangetrieben (vgl. die Beiträge von *Rupert Huber* und *Martin Kirst*).

Wie steht es aber mit den „anderen Orten“, mit den vergessenen und/oder verschwiegenen Narben und Wunden, die Mauthausen so massenhaft in den Seelenlandschaften geschlagen und hinterlassen hat? Vorausgesetzt, Mauthausen ist nicht nur eine Ortsbezeichnung und der Begriff „Erinnerungskultur“ soll nicht nur ein Etikettenschwindel für die Konjunktur nationaler Selbstbeweihräucherung sein, liegt der Hauptteil der bewusstseinsbildenden Erinnerungsarbeit in Österreich noch vor uns. Auch wenn die Regierenden geneigt sind, die Akte „Gedenkjahr 2005“ eilig zu schließen und die Aufarbeitung der NS-Geschichte als erfolgreich abgehandelt und folglich als „erle-

digt“ zu betrachten, stehen wir im Grunde erst am Anfang des Begreifens, was damals geschehen ist, was tatsächlich „Geschichte“ ist, was als Wunden und Narben bleiben wird und was – als Auftrag für die Zukunft – Erinnerung und Gedenken bedeuten könnten und müssten.

In diesem *schulheft* haben sich unsere Autorinnen und Autoren jener Themen angenommen, die in die unmittelbare und unabgeschlossene Zukunft des Erinnerens im Umkreis von Mauthausen weisen.

Andreas Baumgartner geht in einer quantitativ und örtlich differenzierten Übersicht den Spuren von weiblichen Häftlingen im KZ-Netzwerk nach und beweist, dass „Mauthausen“ an vielen Orten war und dass Frauen im Widerstand und Frauen als Opfer von NS-Gewalt in diesem Zusammenhang relevante Themen sind.

Die Frauen im Widerstand, ihre erst in Ansätzen erfragten und erforschten Erfahrungen in Konzentrationslagern, die vielfältigen Verletzungen, die ihnen in einer sexistischen und rassistischen KZ-Männergesellschaft zugefügt wurden, stellen die Essenz der meisten Beiträge in diesem Themenheft dar. Aus einer deutschen jüdischen Familie stammend liefert uns *Esther Bauer* als Zeitzeugin einen authentischen Bericht zu diesem Thema.

Brigitte Halbmayr hat in vielen Gesprächen mit Frauen, die den Holocaust überlebt haben, Forschungsergebnisse über sexualisierte Gewaltausübung in KZs gesammelt. Sie analysiert die Auswirkungen des Terrors, der sich gegen die widerständigen und unangepassten weiblichen Existenzformen richtete. *Helga Amesberger* berichtet von den weiblichen Möglichkeiten und Verarbeitungsformen, mit traumatischen Verletzungen umzugehen und darüber zu sprechen. Dabei geht es nicht nur um das (therapeutische) Sprechen der Verletzten. Auf dem Prüfstand steht die den Erfahrungen der Opfer angemessene Kommunikation zwischen den Generationen.

Auch *Nadja Danglmaier* geht in ihrem Forschungsprojekt der Problematik „Schweigen oder Sprechen“ nach. Wie damit in betroffenen Familien umgegangen wird, zeigt sie anhand von einigen Beispielen. In einem anderen Beitrag von ihr kommt *Thea M. Rumstein*, geboren 1928 in Wien, zu Wort. Es ist ein biografischer

Report darüber, wie dramatisch sich für jüdische Familien in Österreich 1938 die „Zeitenwende“ auswirkte. Wie für Esther Bauer war auch für Thea Rumstein das KZ Mauthausen eine Art „Endstation“, ein absoluter Tiefpunkt menschlicher Existenz, bei dem die Sprache der Erinnerung zu versagen droht.

Anita Farkas untersucht die weiblichen Konzentrationslagererfahrungen exemplarisch an einer Gruppe, die an einem „verschwiegenen Ort“ lange Zeit vergessen war. Es handelt sich um die Opfergruppe der Zeugen Jehovas, im vorliegenden Fall um „Bibelforscherinnen“ im Mauthausen Außenlager in St. Lambrecht in der Steiermark. Die Namen der Opfer und die Einzelschicksale der Frauen sind der Dreh- und Angelpunkt dieser Studie. Bis es jedoch zu diesem Stadium der Rückgabe von Opfer-Namen und -Identitäten kommt, ist ein „langer Weg der Erinnerung“ zu gehen. Wie die Autorin in ihrem zweiten Beitrag „Vom anonymen Massengrab zum Denkmal der Namen“ zeigt, kann dieser Weg zu einem öffentlichen Bekenntnis führen, im vorliegenden Fall zu einer neuen Gedenkstätte beim Mauthausen Nebenlager in Peggau/Hinterberg.

Um eine Spurensuche der besonderen Art geht es auch *Hans Haider*, wenn er mit SchülerInnen einer vierten Hauptschulklasse die Geschichte des aus Kärnten verschleppten Sinti-Mädchens Helene Weiss rekonstruiert. Wie bei fast allen Opfergeschichten hat sich die Nachkriegsgesellschaft sehr bedeckt gehalten, als es nach 1945 um die Frage der Verantwortung der Täter ging.

Über Ergebnisse der Täterforschung, die ebenfalls noch Generationen beschäftigen wird, zu berichten, war nicht Aufgabe dieses Themenheftes. Dennoch soll die Feststellung erlaubt sein, dass auch schon lange vor dem „Gedankenjahr“ 2005 die Regierung auch ein offenes Ohr für revisionistische Stimmen hatte, die Deserteure der Wehrmacht schmähten und die den Widerstand gegen die Nazis heruntermachten. Dass die Regierungsparteien ein Herz zeigten für Forderungen nach „Entschädigungen“ für die österreichischen Frontkämpfer und ehemaligen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion, ist ebenfalls eine Tatsache.

Mit Blick auf die Täter, die in der Regel bis ins hohe Alter ihre österreichische Pension genießen konnten und von allen lästigen

Fragen der Staatsanwaltschaft unbehelligt blieben, bleiben die anklagenden Worte des Schriftstellers Soma Morgenstern über der österreichischen Erinnerungslandschaft wie eine dunkle Wolke bestehen:

„Die rechtlose Welt, sie schickt sich bereits an, zu vergessen, was man uns und ihr angetan hat. Aus allen falschen Kehlen bricht schon ein Geschrei aus: Barmherzigkeit.

Barmherzigkeit für wen? Für die Opfer? Nein, Barmherzigkeit wollen sie für die Henker ...“²

2 Soma Morgenstern: Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth. Berlin 2000. Soma Morgenstern, 1890 in Galizien geboren und in jüdischer Tradition aufgewachsen, studierte in Wien Jus. Wegen seiner jüdischen Herkunft und seiner Berufstätigkeit als Kulturkorrespondent bedeutender deutscher Zeitungen musste er 1938 fliehen. Nach mehreren Internierungen in Frankreich gelang ihm schließlich die Flucht nach Amerika, wo er 1946 die Staatsbürgerschaft erhielt und 1976, von der Öffentlichkeit unbeachtet, starb.

Andreas Baumgartner

Weibliche Häftlinge im KZ-Mauthausen Eine Spurensuche

Vorbemerkung¹

Als am 8. August 1938 das Konzentrationslager Mauthausen gegründet wurde, war es als reines Männerlager geplant. Als einziges KZ der Stufe III sollte es für die Internierung, Disziplinierung und auch Ermordung politischer Gegner und rassistisch Unerwünschter fungieren. Dabei wurde von der SS, bis zum Funktionswandel der KZ zu Arbeitskräftereservoirien für die Rüstungsindustrie, vor allem auf „Vernichtung durch Arbeit“ gesetzt. Die Häftlinge wurden zur Schwerarbeit im Steinbruch und beim Lageraufbau herangezogen, ihre Arbeitsleistung kam vor allem der Gewinnmaximierung der SS-eigenen Betriebe zugute. Dabei wurde der massenhafte Tod bestimmter Häftlingsgruppen bewusst in Kauf genommen und auch nachweislich eingeplant.

Nach dem Funktionswandel der KZ 1942/43 erfüllte das Konzentrationslager Mauthausen zwei Hauptfunktionen:

Einerseits diente Mauthausen weiterhin als offizielle Hinrichtungsstätte, sowohl für geplante Exekutionen von Häftlingen des Lagers als auch von Häftlingen, die von der Gestapo ausschließlich zur Exekution nach Mauthausen überstellt wurden.

Andererseits fungierte das Hauptlager immer mehr als administratives Zentrum für die zahlreichen Nebenlager, die vor allem für die Rüstungsindustrie Häftlinge zu stellen hatten.

Die Schicksale der weiblichen Häftlinge in Mauthausen, die vor der offiziellen Gründung des Frauenlagers am 15.9.1944 nach

1 Dieser Beitrag orientiert sich großteils an Baumgartner, A.: Die vergessenen Frauen von Mauthausen. Die weiblichen Häftlinge des KZ-Mauthausen und ihre Geschichte, Wien 1997 (dort auch alle Quellen- und Literaturverweise; das Buch erscheint im Mai 2006 als Neuauflage und in englischer Übersetzung).

Mauthausen deportiert wurden, sind unter diesen beiden Gesichtspunkten zu sehen. Auch weibliche Gestapohäftlinge wurden zu hunderten ausschließlich zu ihrer Ermordung nach Mauthausen überstellt, sie wurden entweder erschossen oder in der Gaskammer erstickt.

Für die weiblichen KZ-Häftlinge, die in der Rüstungsindustrie eingesetzt wurden, war vor allem das KZ Ravensbrück und ab 1942 das Frauenlager in Auschwitz-Birkenau der Hauptinternierungsort. Aber auch in anderen KZ wurde gezielt begonnen, einige Außenlager in reine Frauenlager umzuwandeln und die Insassen an Rüstungsbetriebe zu vermieten.

Die mehr als 8.500 weiblichen Häftlinge von Mauthausen machen nur einen kleinen Prozentsatz der über 195.000 männlichen Häftlinge aus. Dies mag ein Grund sein, dass die weibliche

Häftlingsgruppe bisher kaum beachtet wurde, bereits fast vergessen war und wenn überhaupt auf einige wenige eher anekdotische Streiflichter reduziert wurde. Ein anderer offensichtlicher Grund für diese Ignoranz mag die relativ kurze Zeitdauer des Bestehens des Frauenkonzentrationslagers Mauthausen sein, welches insgesamt 8 Monate existierte.

Der Umgang mit der Geschichte des Frauenkonzentrationslagers Mauthausen ist jedoch meines Erachtens vor allem aber ein deutliches Indiz für den Umgang mit „weiblicher Geschichte“ in den ersten fünfzig Jahren nach der Befreiung der KZs. Frauen wurde und wird zum Teil bis heute keine eigene und eigenständige Geschichte zugebilligt. Viele, vor allem feministisch und qualitativ-empirisch orientierte Forschungsarbeiten der letzten Dekade fristen trotz hervorragender Qualität immer noch ein Nischendasein.

Ich werde nun einen kurzen chronologisch geordneten Abriss der Geschichte des Frauenkonzentrationslagers Mauthausen präsentieren, basierend auf meinen Forschungen der letzten Jahre. Die Darstellung folgt zwei Ereignissträngen, korrespondierend mit den beiden oben erwähnten Funktionen des Lagers: einerseits als Hinrichtungsstätte und andererseits als Verwaltungszentrum für die Häftlingsarbeit in der Rüstungsindustrie.

Die ersten Frauen

Wie bereits angerissen, fungierte das KZ Mauthausen während der gesamten Bestandsdauer auch als Hinrichtungsstätte. Am 20. April 1942 werden vier slowenische Frauen gemeinsam mit 48 männlichen Häftlingen auf der Richtstätte des Lagers erschossen. Diese Frauen sind die ersten belegbaren weiblichen Häftlinge in Mauthausen. Von diesen Frauen sind die Namen und die persönlichen Daten bekannt, sie wurden der Zugehörigkeit zu jugoslawischen PartisanInnen beschuldigt und als „Geiseln“ erschossen.

Morde in der Gaskammer

Am 24. Oktober 1942 werden 135 tschechische Frauen und 133 Männer in Verbindung mit den Verfolgungsmaßnahmen nach dem Heydrich-Attentat in der Gaskammer ermordet. Hier konnten einige Biografien recherchiert werden, z.B. wurden einige der Frauen der direkten Beteiligung am Heydrich-Attentat beschuldigt. Eine Augenärztin soll den verletzten Attentäter Kubiš behandelt haben und ein 14-jähriges Mädchen wurde der Fluchthilfe beschuldigt (sie hätte angeblich das Fluchtfahrrad eines Attentäters beseitigt). Beide wurden gemeinsam mit ihren 133 Kameradinnen, getrennt von den Männern, gruppenweise in die Gaskammer getrieben. Die gesamte Mordaktion dauerte über 24 Stunden und wurde in den SS-Akten mit „Erschießen“ getarnt.

Bis kurz vor der Befreiung wurden im Konzentrationslager Mauthausen immer wieder weibliche Häftlinge in der Gaskammer oder in der so genannten Genickschusseecke hingerichtet. Diese Frauen waren für keinen Arbeitseinsatz in den zahlreichen Nebenlagern oder im Hauptlager bestimmt, sie wurden nach ihrer Ankunft im Lagergefängnis, im so genannten Bunker, interniert und wenige Tage später ermordet. So starben am 26. Jänner 1943 fünfzehn und am 27. September 1944 sechs tschechische Frauen in der Gaskammer von Mauthausen.

Aber auch russische Zwangsarbeiterinnen, die sich angeblich irgendeines Vergehens schuldig gemacht haben, werden zur Exekution nach Mauthausen überstellt. So wird am 28. Oktober

1944 eine russische Zwangsarbeiterin in Mauthausen exekutiert, nur wenige Wochen später wieder zwei Russinnen und Ende Dezember 1944 ist wieder eine Frau unter den ermordeten Zwangsarbeitern zu finden. Die Russinnen werden größtenteils in der Genickschusseecke getötet, die offizielle Todesursache lautet „Tod durch Erhängen“.

Auch im Jahr 1945 finden immer wieder weibliche Häftlinge in der Gaskammer von Mauthausen den Tod. Sie wurden, wie alle vorher erwähnten Häftlinge, nicht als reguläre Häftlinge in den Lagerbestand übernommen, sondern nach wenigen Tagen im Bunker ermordet. Ihre Namen sind jedoch im Verzeichnis der offiziell angeordneten Exekutionen zu finden. Für diese „offiziellen“ Exekutionen war, im Gegensatz zu den täglich stattfindenden willkürlichen Morden, die Genehmigung des Reichssicherheitshauptamtes erforderlich, daher wurden diese Toten auch explizit als „exekutiert“ verzeichnet. Für alle anderen Ermordeten wurden größtenteils fingierte Todesursachen in die Register eingetragen, die von „allgemeiner Herzschwäche“ bis zu „auf der Flucht erschossen“ reichten. Wieder sind es überwiegend tschechische Frauen, die 1945 in Mauthausen ermordet werden: Am 19. Februar 1945 werden drei tschechische Frauen gemeinsam mit 66 Männern in der Gaskammer ermordet und am 23. März 1945 sind es acht tschechische Frauen, die mit Zyklon B erstickt werden. Wenige Tage später werden über 30 tschechische Frauen und über 200 Männer nach Mauthausen deportiert, die nach langer Debatte der SS, was mit diesen Häftlingen zu geschehen hätte, ebenfalls in der Gaskammer den Tod finden. Die letzte große Mordaktion an Gestapohäftlingen findet am 17. April 1945 statt. Ca. 250 Männer, Frauen und Kinder aus dem Gestapolager Maria Lanzendorf treffen nach fast dreiwöchigem Transport in Mauthausen ein und werden in der Gaskammer erstickt. Allein anhand dieser bekannten und in den SS-Registern verzeichneten Morde wird die Funktion Mauthausens als Exekutionsort mehr als deutlich. Es ist jedoch, wie in vielen anderen Bereichen, durchaus möglich, dass eine ungleich größere Zahl zur Exekution nach Mauthausen deportiert wurde, ohne dass die Häftlinge irgendwo verzeichnet wurden.

Zwangsprostitution und Lagerbordell

In Mauthausen war seit 1942 ständig eine Gruppe von weiblichen Häftlingen interniert, deren Geschichte vor wenigen Jahren erstmals ausführlicher beleuchtet wurde: Es handelt sich dabei um die Zwangsprostituierten in den Häftlingsbordellen in Mauthausen und Gusen. Bisher wurde diese Häftlingsgruppe, ebenso wie die Tatsache der Häftlingsbordelle, eher nur in anekdotischen Randbemerkungen bzw. Fußnoten erwähnt. Besonders in den Erinnerungsberichten männlicher Häftlinge dominieren die Vorurteile und verächtlichen Einschätzungen, sodass eine fundierte Auseinandersetzung mit diesem Thema fehlt. Die Einrichtung der Häftlingsbordelle basiert auf einem Befehl Himmlers aus dem Jahr 1942, in dem u.a. der Bordellbesuch als „Belohnung und Anreiz“ für bestimmte Häftlingsgruppen vorgeschlagen wurde. Als diese Prämienvorordnung dann 1943 in Kraft trat, bestand das Häftlingsbordell in Mauthausen bereits seit einem Jahr.

Am 11. Juni 1942 werden die ersten Zwangsprostituierten für die Häftlingsbordelle in Mauthausen und Gusen aus Ravensbrück überstellt. Diese Häftlingsfrauen bleiben bis zur Errichtung des Frauenkonzentrationslagers Mauthausen (F-KLM) dem KZ Ravensbrück zugeteilt und hatten eine Ravensbrücker Häftlingsnummer. Erst am 15.9.1944 wurden sie, gemeinsam mit den anderen Frauen aus den Ravensbrücker Nebenlagern in Österreich, in den Häftlingsstand von Mauthausen übernommen und bekamen eine Mauthausen Nummer zugeteilt. Angeblich wurde den Frauen, die sich „freiwillig“ meldeten, die Entlassung nach sechsmonatigem Bordelldienst versprochen.

Abgesehen von der generellen Fragwürdigkeit einer so genannten „freiwilligen“ Meldung wurde nach bekannter Dokumentenlage keine der Frauen entlassen, sondern es wurden alle nach Ravensbrück zurück überstellt. Dort starben noch viele von ihnen an Fehlgeburten, Infektionen und Geschlechtskrankheiten. Für mindestens eine Frau kann ein einjähriger Aufenthalt im Lagerbordell Mauthausen nachgewiesen werden, ihr Name scheint im so genannten „Operationsbuch“ bereits im Frühjahr 1944 auf. An dieser Frau wurde, wie an vielen anderen

weiblichen Häftlingen, im November 1944 eine Zwangsabtreibung durchgeführt, die ebenfalls im Operationsbuch vermerkt ist.

Die Zwangsprostituierten waren laut den Aussagen männlicher Häftlinge bereits vor ihrer Verhaftung als Prostituierte tätig gewesen. Es ist jedoch nachgewiesen, dass mindestens die Hälfte der Frauen des Bordells in Mauthausen nicht als Prostituierte geführt wurden. Aber auch bei der anderen Hälfte muss berücksichtigt werden, wie es zur Einstufung als Prostituierte kam. Diese Einstufung wurde von lokalen Polizeidienststellen vorgenommen, wobei fast jede Frau, die dem sozial erwünschten Bild nicht entsprach, als „Prostituierte“ verhaftet werden konnte (z.B. Lesben, Frauen mit mehreren Beziehungen). Die Umstände ihrer Lagerhaft und die entwürdigende Behandlung nach der Befreiung führten dazu, dass heute kaum eine Frau dazu bereit ist, über ihre Geschichte als Zwangsprostituierte zu sprechen.

Nebenlager St. Lambrecht

Wie bereits erwähnt, existierten in Österreich auch Nebenlager des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück, die mit 15.9.1944 dem KZ Mauthausen angeschlossen wurden.

Bereits im Februar 1943 werden 30 Frauen in das Ravensbrücker Nebenlager St. Lambrecht überstellt. Im Kloster von St. Lambrecht bestand seit 1942 ein Dachauer Männerlager, welches jedoch nach wenigen Monaten als Nebenlager von Mauthausen übernommen wurde. Die Frauen, die in St. Lambrecht interniert wurden, waren alle als „Bibelforscherinnen“ (Zeuginnen Jehovas) verfolgt worden und kamen aus Deutschland, den Niederlanden, Belgien und Polen. Sie wurden vor allem für Aufforstungsarbeiten und im Innendienst des Lagers eingesetzt und waren in einem Seitentrakt des Klosters untergebracht. Bei der Übernahme durch Mauthausen waren noch 23 Frauen in St. Lambrecht interniert, die anderen wurden wahrscheinlich nach Ravensbrück zurück überstellt. Die Befreiung des Lagers in St. Lambrecht erfolgte erst am 11. Mai 1945. Nachdem sich die SS einige Tage vorher abgesetzt hatte, stießen zu diesem Datum bri-

tische Truppen in das Seitental vor, in dem sich das Nebenlager befand.

Nebenlager Mittersill

Das zweite Ravensbrücker Nebenlager auf österreichischem Gebiet befand sich im salzburgischen Mittersill bzw. im steirischen Lannach. Am 24. März 1944 werden 15 Frauen nach Mittersill überstellt und teilweise in das Subkommando Lannach weitertransportiert. Auch hier waren es Bibelforscherinnen, die für das „Sven Hedin Institut für Innerasienforschung“, einer Abteilung des berüchtigten Vereins „Ahnenerbe“, vor allem Reinigungsarbeiten zu leisten hatten. Hier dürften, ebenso wie in St. Lambrecht, die äußeren Bedingungen geringfügig besser gewesen sein als in anderen Nebenlagern, jedenfalls ist keine der Frauen während der Internierung ermordet worden. Die Nebenlager Mittersill und Lannach werden am 8. bzw. am 9. Mai 1945 durch alliierte Truppen befreit. Die Frauen werden nach der Befreiung teilweise nach Mauthausen überstellt, wo sie sich den ersten Heimkehrertransporten im Juni 1945 anschließen.

Durchgangslager für die Lager des Ostens

Bis zur Gründung des F-KLM bzw. bis zur Übernahme der Ravensbrücker Nebenlager im September 1944 diente das Hauptlager auch als Durchgangsstation für zahlreiche Transporte in die Lager des Ostens.

So werden am 5. Oktober 1943 189 Frauen aus Dnepropetrovsk nach Mauthausen überstellt und am 17. Oktober nach Auschwitz weitertransportiert. Erst vor wenigen Monaten konnten 20 Überlebende dieses Transportes in der Ukraine ausfindig gemacht werden, viele der Frauen sind jedoch in Auschwitz ermordet worden. Auch aus Italien werden immer wieder Frauen mit großen Männertransporten nach Mauthausen deportiert, die Männer bleiben in Mauthausen, die Frauen werden – nach wenigen Tagen im Bunker des Lagers – vor allem nach Auschwitz und Ravensbrück weitertransportiert. Einige der Italienerinnen kommen Monate später wieder nach Mauthausen und werden

in die neu errichteten Nebenlager deportiert. Auch diese wenigen, bislang fast unbekannteren Transporte lassen den Schluss zu, dass in dieser Periode sicher mehr weibliche Häftlinge kurzfristig in Mauthausen interniert waren, als aufgrund der Dokumenten heute bekannt ist.

Der letzte große Transport weiblicher Häftlinge vor der Gründung des F-KLM trifft am 2. September 1944 aus dem aufständischen Warschau in Mauthausen ein. Ca. 400-700 Frauen und einige tausend Männer werden aus dem Durchgangslager Pruszków nach Mauthausen überstellt. Die Frauen werden unter katastrophalen Bedingungen im neu errichteten Zeltlager untergebracht und wenige Wochen später als Zwangsarbeiterinnen auf ganz Oberösterreich aufgeteilt, viele der männlichen Häftlinge werden regulär in den Stand von Mauthausen übernommen.

Frauenzugangsbuch

Als am 15. September 1944 nun das F-KLM gegründet wird, wird ein eigenes Häftlingszugangsbuch und andere Register angelegt. Dieses Häftlingszugangsbuch, dessen Original im französischen Caen aufbewahrt wird, kam 1996 in Kopie nach Wien und wurde für die vorliegenden Forschungen erstmals ausgewertet. Auf diese Weise konnten unter Zuziehung anderer Quellen erstmals über 4.000 Namen dokumentiert werden.

Wie bereits mehrfach erwähnt, änderte sich die Funktion der KZ spätestens 1943. Unter diesen Aspekten ist auch die Gründung zweier Nebenlager des Frauenkonzentrationslagers Mauthausen zu sehen.

Nebenlager Hirtenberg und Lenzing

Nachdem bereits im Juni 1944 der Werksleiter der Patronenfabrik Hirtenberg (ca. 40 km südwestlich von Wien) weibliche Häftlinge für den Arbeitseinsatz angefordert und sich dabei ausdrücklich gegen jüdische Frauen ausgesprochen hatte, wurde am 28. September 1944 das Nebenlager Hirtenberg gegründet. 391 von den 400 neu angekommenen Frauen aus Auschwitz werden dorthin überstellt und im neu errichteten Lagerbereich interniert. Die

Frauen in Hirtenberg mussten, wie in allen Rüstungsbetrieben, vor allem gefährliche und gesundheitsschädliche Schwerarbeit leisten. Ende November treffen in Hirtenberg weitere Häftlingsfrauen aus Auschwitz und Ravensbrück ein, die als Revierpersonal eingesetzt werden. Insgesamt waren damit in Hirtenberg 402 Frauen interniert, die meisten waren politische Häftlinge aus der Sowjetunion und aus Italien.

Bis zur Evakuierung des Lagers am 1. April 1945 stirbt eine Frau und wird am örtlichen Friedhof bestattet. Die Evakuierung des Nebenlagers war bisher sehr unklar, mit neuen Dokumenten kann zumindest ein Teil rekonstruiert werden: Nachdem die Rote Armee in diesem Bereich rasch vorrückt, beschließt die Lagerführung am 1. April Hirtenberg zu verlassen. Die Frauen werden in Fußmärschen über die mit Flüchtlingen und versprengten Einheiten vollkommen verstopften Straßen getrieben und kommen nur langsam vorwärts. Das allgemeine Chaos wird auch immer wieder zu Fluchtversuchen genutzt. Nachdem bereits eine Frau Ende März flüchten konnte, versuchen am 7. April wieder drei junge Russinnen ihr Glück. Nach den bekannten Dokumenten wurden keine der Frauen wieder ergriffen. Als jedoch am 10. April 1945 wieder 7 Frauen versuchen zu fliehen, werden sie erschossen. Ob es sich dabei um einen echten Fluchtversuch handelte oder um eine geplante Exekution, die als „Erschießung auf der Flucht“ getarnt wurde, ist unbekannt.

Nur wenige Kilometer von Mauthausen entfernt, am 16.4.1945, gelingt eine Massenflucht von 48 Frauen aus der Marschkolonie. Als die restlichen Häftlinge am 17. oder 18. April 1945 in Mauthausen ankommen, werden sie nach kurzer Quarantänezeit diversen Arbeitskommandos zugeteilt.

Das zweite Lager, das Arbeitskräfte für die kriegswichtige Industrie zu stellen hatte, war das Nebenlager Lenzing. Ende Oktober 1944 trifft dort ein Transport aus Auschwitz ein, aus dem 500 Frauen in eine alte Papierfabrik getrieben werden. Am 27. Jänner 1945 werden nochmals 77 Frauen aus Auschwitz nach Lenzing transportiert. Die Frauen werden in der Zellstoffindustrie eingesetzt und werden, wie in Hirtenberg, zu den schwersten und gesundheitsschädlichsten Arbeiten eingeteilt. Bei einem der langen Fußmärsche vom Lager zu den Produktionsstätten

werden im Jänner 1945 fünf Frauen von einem Zug erfasst und kommen dabei ums Leben. Die übereinstimmenden Zeugenaussagen sprechen davon, dass diese Frauen von der SS in den heranahenden Zug getrieben wurden. Die Frauen sind dermaßen verstümmelt, dass eine der Frauen erst Tage später identifiziert werden kann und als „verstorben“ ins Totenbuch eingetragen wird. Als die Zellstoffproduktion aufgrund Materialmangels eingestellt wird, werden die Häftlinge zu diversen Arbeiten im Gelände eingeteilt, wodurch viele der Frauen aufgrund ihres schlechten körperlichen Zustandes krank werden. Am 17. April versuchen auch hier, vermutlich während eines Fliegerangriffes, vier Frauen die Flucht und werden nach den vorliegenden Archivalien auch nicht mehr aufgegriffen. Eine der Frauen konnte vor wenigen Monaten in der Ukraine ausfindig gemacht werden. Auch in Lenzing setzt sich die Lager-SS vor Eintreffen der Amerikaner ab und überlässt die geschwächten Frauen ihrem Schicksal. Erst die Hilfe eines französischen Häftlings, der von einem nahe gelegenen Nebenlager flüchten konnte, ermöglicht das rasche Eingreifen der Amerikaner.

Transporte aus Groß-Rosen

Im Hauptlager waren bis diesem Zeitpunkt nur wenige Frauen interniert geblieben. Die Politik der SS sah offensichtlich zu diesem Zeitpunkt keine weiblichen Häftlinge im Hauptlager vor.

Als somit im Februar/März 1945 ca. 3.000 Frauen aus Groß-Rosen nach Mauthausen überstellt werden, bleiben diese nur für kurze Zeit in Mauthausen. Diese Transporte aus Groß-Rosen waren bislang vollkommen unbekannt. In mehreren Zügen kommen die Evakuierungstransporte aus Groß-Rosen nach Mauthausen, ein Transport wird innerhalb weniger Stunden, die anderen nach wenigen Wochen ins KZ Bergen-Belsen weiterdirigiert. Da viele der Frauen aufgrund der vorangegangenen Fußmärsche und der wochenlangen, katastrophalen Transporte in teilweise offenen Güterwaggons extrem geschwächt sind, sterben bereits viele während der Überstellung nach Bergen-Belsen, viele kommen dort ums Leben.

Transport aus Ravensbrück

Nur wenige Tage später, am 7. März 1945, kommen 1.980 Frauen und Kinder aus dem KZ Ravensbrück nach fünftägiger Fahrt in Mauthausen an. Fast 200 Kinder, einige sind wenige Wochen alt, werden gemeinsam mit ihren Müttern unter einer Häftlingsnummer registriert und in den Baracken 16-18 in Quarantäne gehalten. Die, in den Augen der SS, arbeitsfähigen Frauen dieses Transportes sind noch für kriegswichtige Arbeiten im Umkreis von Mauthausen vorgesehen. Am 17. März 1945 werden fast 700 Frauen und Kinder zurück nach Bergen-Belsen überstellt. Die Überstellung dieser Häftlinge (ausschließlich Frauen mit Kindern und alte Frauen) ist wiederum ein deutliches Indiz für die bis zuletzt funktionierende Administration der Konzentrationslager.

Häftlinge, die noch für irgendwelche Arbeitseinsätze gebraucht wurden, werden trotz mangelnder Transportkapazitäten quer durch Europa deportiert, ebenso Häftlinge, die in der Ordnung der KZ „unnütze Esser“ darstellen oder rassisch unerwünscht waren, planmäßig ermordet werden. Von den 700 Häftlingen, die nach Bergen-Belsen überstellt wurden, konnten nur 27 ausfindig gemacht werden, welche das Lager zumindest bis zur Befreiung überlebten. Die tausenden Toten der Endphase sind also nicht nur den chaotischen Bedingungen zuzuschreiben, wie oftmals fast entschuldigend angemerkt wird, sondern durchaus planmäßiger Ermordung.

Nebenlager Amstetten

Von den im Hauptlager Mauthausen zurückgebliebenen Frauen werden am 20. März 1945 ca. 500 Frauen in das neu gegründete Nebenlager Amstetten transportiert. Dort sollen die Häftlinge die vollständig zerbombten Bahnhofsanlagen wieder in Stand setzen. Am selben Tag werden jedoch bei einem Luftangriff 34 Frauen und viele männliche Häftlinge getötet. Als die Frauen nach einigen Tagen wieder für den Transport nach Amstetten zusammengestellt werden, gibt es erstmals in der Geschichte von Mauthausen eine offene Revolte: Die Frauen wählen Sprecherinnen und versuchen, den Transport zu verhindern. Nach

massiven Drohungen und der Internierung einiger Frauen im Bunker geben sie nach wenigen Tagen ihren Widerstand auf; es bleibt dies ein singuläres Ereignis in der Geschichte von Mauthausen.

Todesmärsche ungarischer Juden

Im März/April 1945 kommen mindestens 400 Frauen mit den Todesmärschen ungarischer Juden nach Mauthausen, wahrscheinlich sind es viel mehr. Die meisten werden in weiteren Todesmärschen in das Nebenlager Gunskirchen getrieben, viele auf dem Weg ermordet. Sie werden nie registriert, daher sind bis heute sowohl ihre genaue Zahl als auch ihre Namen unbekannt.

Entlassungsaktion kurz vor der Befreiung

Anfang April beginnt die SS mit dem Roten Kreuz Entlassungen vorzubereiten, die jedoch von Beginn an nur für Angehörige der Westnationen gedacht sind. So werden am 6. April 1945 15 norwegische Frauen und am 22. April 756 Frauen (Französinen, Belgierinnen, Niederländerinnen u.a.) dem Schwedischen Roten Kreuz übergeben und somit entlassen.

Die letzten Transporte

Für die anderen Häftlinge dauert die Internierung in Mauthausen noch über drei Wochen. Es sollen aber noch einige hundert Frauen aus anderen Lagern nach Mauthausen überstellt werden, seien es irregeleitete Evakuierungstransporte oder seien es planmäßige Überstellungen. So treffen am 15. April 1945 221 jüdische Frauen aus dem KZ Dora-Mittelbau in Mauthausen ein. Sie wurden alle aus Auschwitz über Groß-Rosener Lager nach Mittelbau überstellt. Viele der Neuankömmlinge werden noch in die nach der vorher erwähnten Entlassungsaktion freigewordenen Arbeitskommandos gepresst, einige der Frauen mit ca. 300 anderen ins Nebenlager Gunskirchen getrieben. Bis kurz vor der Befreiung am 5. Mai treffen in Mauthausen laufend Transporte im vollständig überfüllten Lager ein.

Am 30. April 1945 kommen ca. 100 Frauen aus dem Flossenbürger Nebenlager Venusberg in Mauthausen an. Über 2.000 Frauen sollen auf dem 16-tägigen Transport ums Leben gekommen sein. Die Frauen werden im nunmehr dritten Frauenlager des Hauptlagers interniert. Neben den Baracken 16-18 und einem stillgelegten Produktionsgebäude im Steinbruch dient nun ein abgegrenzter Teil des so genannten „Sanitätslagers“ als Frauenlager für die Neuankömmlinge.

Der letzte Transport mit weiblichen Häftlingen trifft am 30. April/1. Mai 1945 in Mauthausen ein. Mindestens 400 Frauen aus dem Flossenbürger Nebenlager Freiberg, die vorher alle in Auschwitz interniert waren, kommen in Mauthausen an und werden ebenfalls im Sanitätslager interniert.

Befreiung und Epilog

Am 3. Mai 1945 beginnen die SS-Wachmannschaften das Lager zu verlassen und am 5. Mai 1945 befreien amerikanische Truppen das Konzentrationslager Mauthausen.

Bereits im Juni 1945 werden die ersten Häftlingsfrauen in ihre Heimat zurückgebracht, viele bleiben jedoch in Lagern für Displaced Persons, um dort auf ihre Emigration zu warten, da sie nicht in ihre Heimatländer zurückkehren wollen oder können.

Diejenigen, die in ihre alte Umgebung zurückkehren, machen sehr bald die Erfahrung, dass ihre Erlebnisse aus den Konzentrationslagern wenige interessierten. Der Wiederaufbau und die materielle Grundversorgung waren den meisten wichtiger. Viele der heimgekehrten Häftlinge berichteten später über das völlige Unverständnis gegenüber ihren Erzählungen und die Ignoranz, die bald in massive Ablehnung umschlug.

Die Ausgangslage der befreiten Frauen war oft doppelt schlecht:

Viele der heimgekehrten Frauen wurden bald wieder in die alten Rollenbilder gedrängt. Sie hatten sich ausschließlich um die Versorgung der Familie zu kümmern und sich politischer Tätigkeit zu enthalten. Sie wurden im wahrsten Sinn des Wortes mit ihrer Geschichte zu Hause alleingelassen.

Esther Bauer

„Ich wurde in Mauthausen befreit“

Liebe Freundinnen und Freunde, liebe Schülerinnen und Schüler, liebe Jugend!¹

Ich bin Esther Bauer, geborene Jonas. Ich stamme aus Hamburg und wurde dort 1924 geboren. Ich lebe schon seit vielen Jahren in New York. Es ist für mich das erste Mal seit meiner Befreiung aus dem KZ Mauthausen, dass ich mich für längere Zeit in Österreich aufhalte. Als Überlebende des Holocaust ist es für mich besonders bewegend, hier am Loiblpaß zu sprechen, wo ein Außenlager von Mauthausen war, in dem über 1.000 Männer aus vielen Nationen beim Tunnelbau Sklavenarbeit verrichten mussten und hier an diesem Ort, wo ich jetzt stehe, geschunden, gequält und ermordet wurden.

Meine eigene Geschichte möchte ich vor allem der Jugend erzählen, die diese Zeit – wenn überhaupt – nur aus den Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern kennt.

Mein Vater war Direktor der Israelitischen Töchterschule und meine Mutter Ärztin. Als ich 9 Jahre alt war, kamen die Nazis an die Macht. Zu Hause wurde davon in meiner Gegenwart jedoch nicht gesprochen. Aber ich konnte die Spannung fühlen, die sich zwischen den Menschen aufbaute.

Und langsam kamen neue Gesetze. Es gab kein koscheres Fleisch mehr. Juden mussten fast alles Geld an den Staat abgeben. Wir durften keine öffentlichen Schulen mehr besuchen. Universitäten nahmen keine jüdischen Studenten und Studentinnen mehr auf. Theater, Kino und Museen waren für uns verboten, auch die öffentlichen Schwimmbäder. Meine Mutter durfte nur noch als Krankenpflegerin arbeiten. Sie betreute nachts kranke Leute.

1 Rede von Esther Bauer am 14. Juni 2003 bei der alljährlichen Internationalen Gedenkveranstaltung beim ehemaligen Loibl KZ Nord, veranstaltet vom Mauthausen Komitee Kärnten/Koroška.

Dann brach 1939 der Krieg aus. Wir mussten den gelben Stern tragen und auch einen an der Wohnungstür haben. Die Schule meines Vaters wurde 1942 im Frühjahr geschlossen. Im Juli erhielten wir die Nachricht, dass wir am 17. abgeholt werden – nach Theresienstadt. Auf dem Bahnsteig sagte der SS Mann, der für die Schule zuständig war und meinen Vater kannte: „Sorgen Sie sich nicht, Herr Doktor Jonas, Sie werden Ihre Schule wieder haben und Sie werden sehen, wie schön es in Theresienstadt ist.“ Natürlich war das eine Lüge.

Am nächsten Tag musste mein Vater Kohlen schaufeln. Er war kein starker Mann. Er bekam Hirnhautentzündung und starb nach 6 Wochen im Lager. In Theresienstadt wurde meine Mutter wieder als Ärztin eingesetzt – aber es gab kaum Medizin, und alles andere, wie Watte und Binden, war sehr kärglich. – Nach 2 Jahren heiratete ich einen Mann aus Prag, den ich gleich am ersten Tag in Theresienstadt kennen gelernt hatte. Es war eine so genannte Ghetto-Ehe, die nach dem Krieg noch einmal hätte rechtlich wiederholt werden müssen. Wir konnten aber nicht zusammen wohnen, denn Männer und Frauen waren strengstens getrennt.

Nachdem ich 3 Tage verheiratet war, kam die Nachricht, dass mein Mann sich melden muss. Mit vielen anderen Männern zusammen ging er auf einen Transport. Angeblich sollten sie in der Nähe von Dresden ein neues Lager aufbauen.

Eine Woche später wurde den Frauen dieser Männern gesagt, sie könnten freiwillig ihren Männern folgen. Natürlich habe ich mich sofort gemeldet. Wie immer war es eine Lüge – es ging nicht nach Dresden, sondern nach Auschwitz. Mein Mann war auch dort hingekommen. Ob er zum Zeitpunkt meiner Ankunft in Auschwitz noch gelebt hat, weiß ich nicht. Ich habe ihn jedenfalls nie wieder gesehen.

So kam ich also als junge Frau von 20 Jahren nach Auschwitz. Ich brauche euch nicht zu beschreiben, was Auschwitz war. Vieles wisst ihr sicher, habt Bücher darüber gelesen, in der Schule davon gehört und Fernsehfilme darüber gesehen. Vieles kann ich immer noch nicht in Worte fassen. Ich hatte dennoch das Glück, nach 2 Wochen von Auschwitz wieder mit einem Transport zurück nach Deutschland geschickt zu werden. Mit Hunderten von Frauen kam ich nach Freiberg in ein Außenla-

ger des KZ Flossenbürg. Dort mussten wir unter schlimmen Bedingungen in einer Flugzeugfabrik arbeiten. 12 Stunden am Tag, 6 Tage die Woche. Im Lager gab es Wanzen und Läuse, viel Schläge und wenig zu essen.

Wir hörten schon die Kanonen der Alliierten, als wir in offene Kohlenwaggons verfrachtet wurden. „Evakuierungstransport“ wurde das genannt. Etwa zehn Tage lang fuhren wir durch die Tschechoslowakei. Diese Reise war schrecklich. Wir saßen auf dem Boden dieser Waggons und bekamen kaum was zu essen. Ein Kübel stand in einer Ecke als Klo. Als wir durch die Tschechoslowakei fuhren, warfen uns Leute Brot in den Waggon. Sie wussten, dass es sich um Transporte von Juden handelte.

Es regnete auf uns, dann wiederum schien die Sonne erbarungslos auf uns. Schließlich kamen wir verhungert und erschöpft Anfang Mai 1945 in Mauthausen an. Wir wurden durch den Ort getrieben, die Bevölkerung schaute zu. Wir durften am Brunnen nicht trinken, mussten den steilen Berg hinauflaufen.

Wir waren jetzt ca. 1000 Frauen in einem Männerlager untergebracht, im so genannten Sanitätslager. Wir waren uns weitgehend selbst überlassen. Wir hörten zwar, dass die Gaskammer nicht mehr in Betrieb war, aber wir glaubten es nicht und erwarteten jede Minute ins Gas zu gehen.

Eines Morgens waren die SS-Wachmannschaften verschwunden. Kurz danach kamen die Amerikaner und befreiten uns.

Am 5. Mai, als wir befreit wurden, war ich sehr krank. Ich konnte nicht einmal die Amerikaner begrüßen. Es lagen immer 2 Mädchen auf einem Strohsack und die Frau, die den Strohsack mit mir teilte, starb während der Nacht. Alles Ungeziefer flieht von einem toten Körper auf einen lebendigen – und das war ich. Die Amerikaner haben mich fürsorglich gepflegt. Nach ein paar Wochen war ich wieder annähernd gesund. Ein Soldat brachte mir einen Koffer voll Kleidung, die von einer SS Frau stammte. Nach drei Jahren hatte ich wieder das erste Mal ein Kostüm an! Ich war sehr glücklich.

Ich blieb in Mauthausen bis es die Russen übernahmen und zog dann nach Linz, wo ich einige Monate für die Amerikaner gearbeitet habe.

In Linz musste ich die Erfahrung machen, dass die Bevölke-

rung das Ende des Dritten Reiches als Niederlage und nicht als Befreiung empfand. Ich glaube, es gab auch noch nach 1945 viel Antisemitismus in Österreich.

Nun lebe ich seit 57 Jahren in New York und besuche immer wieder Deutschland. Seit vielen Jahren spreche ich in Schulen und Universitäten, in Hamburg, Berlin und in New York, über das, was ich erlebt habe. Jetzt konnte ich zum ersten Mal auch vor Schulklassen in Österreich, in Klagenfurt, sprechen. Meine Botschaft an euch: Vergesst uns und unsere Geschichte nicht! Bewahrt sie gut auf und erzählt sie weiter. Und vor allem: Zieht die richtige Lehre daraus für euer Leben und für unsere Zukunft!

Brigitte Halbmayr

NS-Verfolgung und sexualisierte Gewalt gegen Frauen

Sexualisierte Gewalt ist innerhalb der Forschung über Terror und Verfolgung während des Nationalsozialismus erst im Zuge feministischer Forschungsansätze und Fragestellungen zu einem aktuellen Thema geworden. Steigendes Interesse an geschlechtsspezifischen Aspekten von KZ-Erfahrungen und eine verstärkte Berücksichtigung von Lebenserinnerungen weiblicher Überlebender öffneten neue Blickwinkel auf Lagererfahrungen wie auch deren spätere biografische Verarbeitung.

Zwar waren (und sind) nicht nur Frauen von sexualisierten Gewaltanwendungen betroffen, sie waren jedoch von sexuell konnotierten Übergriffen besonders bedroht. In den Konzentrationslagern wurden weibliche Häftlinge primär von weiblichem SS-Personal überwacht, dennoch waren sie immer wieder auch mit männlichen SS-Angehörigen und mit die Machthaber vertretenden Männern konfrontiert – bei der Verhaftung, in Gestapo-Haft, Ghettos oder Sammellagern, bei Verhören, am Transport in Konzentrationslager, am Weg zur Zwangsarbeit, am Ort der Zwangsarbeitsverrichtung etc. Überall trafen die Häftlingsfrauen auf Männer, welche als SS-Personal die absolute Macht in einem Konzentrationslager personifizierten. Wolfgang Sofsky nennt die Binnenstruktur der Täter, das Verhältnis der Täter zu den Opfern und die Methoden der Gewalttätigkeit als wesentliche Faktoren, die Art und Verlauf einer Gewaltanwendung im Konzentrationslager bestimmten.¹ Wie im Folgenden gezeigt wird, ist auch die Geschlechterdifferenz bei TäterInnen und Opfern für Form und Ausmaß sexualisierter Gewalt ausschlaggebend.

Bevor ich näher auf diese unterschiedlichen Gewaltformen eingehe und anschließend diese mit nationalsozialistischen

1 Wolfgang Sofsky, *Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager*, Frankfurt/Main 1997, S. 258.

Ideologemen in Beziehung setze, soll der Begriff sexualisierte Gewalt hergeleitet und näher bestimmt werden.

Sexualisierte Gewalt: Begriffsdefinition

Ausgehend von der Definition des bekannten Friedensforschers Johan Galtung, der Gewalt dann gegeben sieht, „wenn Menschen so beeinflusst werden, dass ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung“², wird hier Gewaltausübung dann als sexualisierte Gewalt³ benannt, wenn sie sich gegen den intimsten Bereich eines Menschen und damit gegen dessen psychische, physische und geistige Integrität richtet und deren Ziel die Demonstration von Macht und Überlegenheit durch die Erniedrigung und Entwürdigung der/des Anderen ist.

Damit werden zum einen direkte, körperliche Ausprägungen von Gewalt erfasst, die einen physischen Übergriff, ein unerlaubtes Überschreiten von Körpergrenzen darstellen. Sie reichen von sexuellen Handgreiflichkeiten bis hin zu Vergewaltigung, in unserem Zusammenhang auch Sexzwangsarbeit und Zwangssterilisation bzw. -abtreibungen.

Die Frauen erlebten jedoch nicht nur direkte Gewalt, sondern sie alle waren auch Formen indirekter und struktureller Gewalt ausgesetzt – wie das erzwungene Nacktsein, die Verletzung des Schamgefühls, die fehlende Intimsphäre, katastrophale Hygienebedingungen, demütigende Blicke und anzügliche Beschimpfungen, erniedrigende Untersuchungsmethoden bis hin zur permanenten Gefahr, Opfer von sexuellen Übergriffen durch die SS zu werden etc. Das heißt, neben diversen, oft sehr schweren physischen gab es auch zahlreiche psychische Formen sexualisierter Gewalt wie auch Formen indirekter und latenter sexualisierter Gewaltausübung.

2 Johan Galtung, Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedensforschung, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 9.

3 Helga Amesberger/Katrin Auer/Brigitte Halbmayr, Sexualisierte Gewalt. Weibliche Erfahrungen in NS-Konzentrationslagern, Wien 2004.

Die Bedrohung durch sexualisierte Gewalt zieht sich durch die gesamte Verfolgungsgeschichte, etwa als Bestandteil der Verhaftung oder von Gestapo-Verhören: Die Mehrzahl der Frauen, die in Gestapo-Haft waren, erwähnen in den Interviews⁴, dass sie direkte sexualisierte Gewalt an anderen Frauen und auch an Männern, in Form von sexualisierter Folter, miterleben mussten. Sie sahen die Opfer nach den Misshandlungen und sie hörten die Schreie der Gequälten. Auch die Transportbedingungen in ein Konzentrationslager, die tagelangen Fahrten in überfüllten Waggons ohne ausreichende sanitäre Einrichtungen waren erniedrigend, jede Intimsphäre verletzend. Nicht wenige Frauen berichten auch von Vergewaltigungen am Heimweg (durch Soldaten der Alliierten). Mehrheitlich stammen jedoch die Erzählungen (oder Andeutungen) über sexualisierte Gewalt aus der Zeit der Lagerhaft.

Formen sexualisierter Gewalt

Erzwungene Nacktheit

Ein wesentlicher Aspekt sexualisierter Gewalt im Konzentrationslager war die erzwungene Nacktheit, eine Erfahrung, die alle Häftlinge bereits während der Aufnahme-prozedur machten. Egal, wie kurz die Schilderungen oder wie lückenhaft die Erinnerungen an die Ankunft im KZ und die Aufnahme-prozedur sind, nahezu jede Frau erwähnt in einem lebensgeschichtlichen Interview, dass sie sich nackt ausziehen musste. Dabei sind in den Erzählungen die männlichen SS-Angehörigen dominant, ein Hinweis darauf, dass vor allem deren Gegenwart als unangenehm bis schockierend wahrgenommen wurde. Hier zeigt sich besonders die Relevanz des Geschlechterverhältnisses zwischen weiblichen Opfern und männlichen Tätern im Kontext NS-Verfolgung und KZ-Haft. Immer wieder wird auch von verbalen Demütigungen und ordinären Beschimpfungen berichtet, von Schlägen und unsittlichen Berührungen. Die Demütigung der

4 Primäre Quelle und Bezugspunkt meiner Ausführungen sind biografische Interviews mit österreichischen Überlebenden des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück, welche seit 1998 am Institut für Konfliktforschung durchgeführt werden.

erzwungenen Nacktheit erfuhren die Frauen nicht nur während der Aufnahme-prozedur, sondern beispielsweise auch bei der in Ravensbrück üblichen Prügelstrafe von 25 bis 75 Schlägen auf das nackte Gesäß. Nacktheit wurde zudem als zusätzliche Strafverschärfung beim Appellstehen eingesetzt, insbesondere im Winter, oder als zusätzliche Erniedrigung bei den Selektionen; auch das Verrichten der Notdurft in den Latrinen vor den Augen von SS-Männern wird immer wieder als besonders entwürdigende Erfahrung erwähnt.

Scheren der Körperhaare

Eine weitere große Demütigung war das Scheren der Körperhaare. Für dieses Vorgehen wurden primär hygienische Gründe (Bekämpfung von Körperläusen) angeführt, was jedoch der selektiven Handhabung widerspricht, da bestimmte (Gruppen von) Frauen, unabhängig von Läusebefall, besonders betroffen waren. Dazu zählten Jüdinnen, Russinnen, Polinnen und Frauen, die wegen einer intimen Beziehung zu einem Zwangsarbeiter inhaftiert waren. Ob einer Frau die Haare geschoren wurden, hing also in der Praxis von ihrer Nationalität, Religion, dem KZ, dem Zeitpunkt der Haft, insbesondere aber von der Willkür der SS ab.⁵ Ankunft und Aufnahme-prozedur waren für alle Frauen ein enormes Schockerlebnis, die Rasur, die im Zuge dieser durchgeführt wurde, war für manche Frauen, wie Marta Kos in ihrer Untersuchung über die psychischen Auswirkungen der Lagerhaft schreibt, „überhaupt der tiefste Eindruck während des gesamten Aufenthaltes im KZ“⁶. Für Frauen sind Haare auch ein Symbol für Weiblichkeit. Der Rasur der Haare kam daher als eine Form der Verletzung der körperlichen Integrität und als Negierung der individuellen und geschlechtsspezifischen Identität eine wesentliche Bedeutung zu.⁷ Das Scheren der Haare ist zudem als

5 Janet Anschutz/Kerstin Meier/Sanja Obajdin, „... dieses leere Gefühl, und die Blicke der anderen...“. Sexuelle Gewalt gegen Frauen, in: Claus Füllberg-Stollberg/Martina Jung/Renate Riebe/Martina Scheitenberger (Hg. Innen), Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen, Ravensbrück, Bremen, S. 123-133, hier S. 125.

6 Marta Kos, Frauenschicksale in Konzentrationslagern, Wien 1998, S. 65.

7 Helga Embacher, Frauen in Konzentrations- und Vernichtungsla-

Mittel der Bestrafung und Stigmatisierung zu sehen. Jüdinnen und Frauen, die wegen intimer Beziehungen zu Zwangsarbeitern inhaftiert waren, rasierte man mehrmals.⁸

Ausbleiben der Regelblutung

Auch das Ausbleiben der Regelblutung, wovon der Großteil der Frauen betroffen war, war für viele eine verstörende Erfahrung. Die wahrscheinlichste Erklärung für die weite Verbreitung der Amenorrhöe sind die katastrophalen Lebensbedingungen (Mangelernährung, Schwerarbeit, extreme psychische Belastung), welche die Körperfunktionen auf die überlebensnotwendigen Vorgänge reduzieren ließen. Einige Frauen vermuteten allerdings, dass die Menstruation durch Injektionen bzw. Beimengungen von chemischen Substanzen in die spärliche Nahrung bewusst unterbunden wurde.⁹ Viele Frauen waren anfangs darüber beunruhigt und befürchteten Unfruchtbarkeit als Folgeschädigung.¹⁰ Die Frauen waren jedoch auch erleichtert, unter den Hygienebedingungen des Lagers keine monatliche Blutung zu haben. Bei manchen Häftlingen setzte die Menstruation wieder ein.¹¹ Menstruierenden Frauen drohten allerdings Schikanen vonseiten der Blockältesten oder Aufseherinnen, da sie aufgrund fehlender Hygienemittel auch den grundlegendsten Reinlichkeitsansprüchen nicht genügen konnten.

gern – weibliche Überlebensstrategien in Extremsituationen, in: Robert Streibel/Hans Schafrank (Hg.), *Strategie des Überlebens. Häftlingsgesellschaften in KZ und Gulag*, Wien 1996, S. 145-167, hier 154.

8 IKF-Rav-Int. 7_1, S. 18, zit. nach Amesberger/Auer/Halbmayer, *Sexualisierte Gewalt*, S. 81.

9 Amesberger/Auer/Halbmayer, *Sexualisierte Gewalt*, S. 85 ff.

10 Daher wird das Ausbleiben der Menstruation hier auch als eine Form sexualisierter Gewalt thematisiert. Nicht wenige Frauen berichteten, dass sie nach ihrer Befreiung Tumore und sonstige Gewächse in der Gebärmutter hatten. Einige führten auch Fehlgeburten auf die KZ-Haft zurück; vgl. Helga Amesberger / Brigitte Halbmayer, *Vom Leben und Überleben – Wege nach Ravensbrück. Das Frauenkonzentrationslager in der Erinnerung*, Band 1: Dokumentation und Analyse, Wien 2001, S. 227 f.

11 Anschütz/Meier/Objadin, *Dieses leere Gefühl*, S. 127.

Schwangerschaft und Mutterschaft

Im Konzentrationslager waren Schwangere und Mütter in besonderer Weise von Gewalt betroffen. Zwar war per Erlass verboten, schwangere Frauen einzuliefern, dennoch sind bereits für 1942 Geburten in Ravensbrück bekannt. Mit der Räumung von Ghettos und mit den Deportationen von Polinnen nach dem Warschauer Aufstand kamen ab 1944 immer mehr schwangere Frauen nach Ravensbrück. Dies führte schließlich zur Errichtung des so genannten Geburtenblocks (Block 7), auf dem Hochschwangere und Mütter mit ihren Säuglingen untergebracht waren. Für die Zeit von September 1944 bis April 1945 sind im Geburtenbuch 560 Geburten verzeichnet. Nur rund 100 Kinder, die in den letzten Wochen zur Welt kamen, überlebten.¹²

In Auschwitz wurden sichtbar schwangere Frauen sofort selektiert, sie hatten keine Überlebenschance. In Ravensbrück wurden an hochschwangeren Frauen Zwangsabtreibungen vorgenommen; oder aber das ausgetragene Kind wurde unmittelbar nach der Geburt durch Injektion oder Schläge ermordet.

Zwangssterilisation, Zwangsabtreibungen und medizinische Versuche

Als pseudowissenschaftliche Versuche waren die Zwangssterilisationen¹³ an tausenden und abertausenden von Frauen angelegt. Bereits 1941 hatte die SS unter Heinrich Himmler nach Verfahren der medikamentösen Sterilisation gesucht, die es ermöglichen würden, „in denkbar kürzester Zeit auf denkbar einfachstem Wege unbegrenzte Menschenmassen“ ohne das Wissen der Opfer unfruchtbar zu machen.¹⁴ Weibliche Auschwitz-Häftlinge berichteten von chemischen Beimengungen in die Suppe, woraufhin nicht nur sofort die Menstruation ausblieb, sondern die Frauen an Schwellungen und Juckreiz sowie an Löchern und Rissen im Mund, die unbeschreibliche Schmerzen verursacht haben, gelitten hätten.

12 Dokument der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück (Sammlungen MGR/StBG. – Bd. 15/3, S. 11).

13 Vgl. im Folgenden Anschütz/Meier/Obajdin, *Dieses leere Gefühl*, S. 128 ff.

14 Gauhauptstellenleiter Dr. Fehringer, zit. nach Anschütz/Meier/Obajdin, *Dieses leere Gefühl* 1994, S. 128.

Belegt sind Zwangssterilisationen mittels Bestrahlungen, Einspritzverfahren und operativen Eingriffen. Die Opfer waren größtenteils Roma- und Sinti-Frauen und Jüdinnen, aber auch Männer und sogar Kinder, bis hin zu erst Achtjährigen. Die Eingriffe geschahen zudem ohne Narkose, nur wenige überlebten diese unvorstellbaren Qualen. Anja Lundholm berichtete aus Auschwitz von über tausend Sterilisierungen täglich. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch das hier geäußerte Versprechen der SS, bei „freiwilliger Meldung“ zur Sterilisation nach erfolgtem Eingriff aus der Lagerhaft entlassen zu werden.¹⁵

Dass an Frauen auch Zwangsabtreibungen vollzogen wurden, wissen wir insbesondere über jene, die in Häftlings- oder SS-Bordellen schwanger und daher nach Ravensbrück zurückgeschickt wurden.¹⁶

Unter der Bezeichnung „Kaninchen“ gingen 74 Polinnen in eines der grausamsten Kapitel der Geschichte von Ravensbrück ein. Die Experimente (von SS-Arzt Gebhardt) an den polnischen Frauen dienten der angeblichen Erforschung von Sulfonamiden¹⁷ sowie der Knochen-, Muskel- und Nerven-Transplantation und -regeneration.¹⁸ Dabei wurde den Frauen, die jüngste war 16, die älteste 45 Jahre alt, lange Schnitte an den Hinterseiten der Ober- und/oder Unterschenkel zugefügt und chemische Substanzen, aber auch Glassplitter oder Operationsnadel mit Faden und dergleichen in die Wunden gelegt, manchen von ihnen wurden

15 Im Unterschied zur Sexzwangsarbeit fand im Zusammenhang Zwangssterilisation jedoch nicht der Mythos der „freiwilligen Meldung“ Eingang in die Erzähltradition und in die moralische Bewertung der von Zwangssterilisation betroffenen Frauen.

16 Andreas Baumgartner, *Die vergessenen Frauen von Mauthausen*, Wien 1997, S. 101; Strebel zitiert die tschechische Häftlingsärztin Nedvzdová, welcher ihren Angaben zufolge „Abtreibungen an etwa 20 ‚zurücküberstellten‘ Zwangsprostituierten zur Kenntnis kamen“; vgl. Bernhard Strebel, *Das KZ Ravensbrück, Geschichte eines Lagerkomplexes*, Paderborn 2003, S. 211.

17 Erste Antibiotika, welche noch vor dem Penicillin entdeckt wurden.

18 Vgl. hierzu im Folgenden Dunja Martin, *Menschenversuche im Krankenrevier des KZ Ravensbrück*, in: Claus Füllberg-Stollberg/Martina Jung/Renate Riebe/Martina Scheitenberger (Hg./Innen), *Frauen in Konzentrationslagern*. Bergen-Belsen, Ravensbrück, Bremen 1994, S. 99-122, hier 116 ff.

Knochenenteile entfernt. 13 der Frauen überlebten die Prozedur nicht, sechs von ihnen wurden im Lager erschossen. Die Überlebenden litten auch Jahrzehnte nach der Befreiung noch unter starken psychischen und somatischen Folgeerscheinungen.¹⁹

Sexuelle Ausbeutung

Sexzwangsarbeit

Eine weitere schwere – sowohl psychisch wie auch physisch äußerst belastende – Form von sexualisierter Gewalt ist die Sexzwangsarbeit für privilegierte männliche Häftlinge in zehn Konzentrationslagern.²⁰ Diese Gewaltform gehört zugleich zu den am stärksten tabuisierten Gegebenheiten eines KZ-Alltags.

In den Häftlingsbordellen wurden ausschließlich KZ-Insassinnen zwangsverpflichtet, die große Mehrheit kam aus Ravensbrück. Die SS rekrutierte vor allem auf jenen Blöcken, in denen die Lebensumstände besonders hart waren. Viele Frauen meldeten sich aufgrund falscher Versprechungen, nämlich, dass sie nach sechs Monaten Bordelldienst aus dem KZ entlassen würden, für ein Bordellkommando.²¹ Es gibt jedoch nur für zwei Frauen (eine aus dem Bordell in Dachau, eine aus Auschwitz) einen Hinweis auf deren Entlassung.

Die im Bordell zwangsverpflichteten Frauen waren tagsüber streng von den männlichen Häftlingen getrennt, durften die Ba-

19 Dazu zählen schwere Depressionen aufgrund der an ihnen vollzogenen Experimente sowie der Entstellungen ihrer Körper, Schmerzen an den operierten Beinen, Lähmungserscheinungen, Bewegungsproblemen, Nervenschmerzen, rheumatische Beschwerden, Rückgratverkrümmungen aufgrund der Entnahme von Muskelkomplexen, periodisch auftretenden Eiterungen und Entzündungen der Hautoberfläche.

20 Die beiden ersten Bordelle, „Sonderbau“ genannt, wurden im Sommer 1942 in Mauthausen und Gusen eröffnet, weitere Bordelle befanden sich in den Konzentrationslagern Auschwitz-Stammlager, Buchenwald, Flossenbürg, Neuengamme, Dachau, Sachsenhausen, Mittelbau-Dora und Auschwitz-Monowitz.

21 So entstand der Mythos der „freiwilligen Meldung“ – eine Freiwilligkeit, die vor dem Hintergrund eines permanenten Überlebenskampfes in einem Konzentrationslager nicht gegeben war.

racke meist nicht verlassen und waren unter ständiger Bewachung von SS-Aufseherinnen. Abends mussten sie in Mauthausen in der Regel zehn Bordellgänger bedienen; für Sachsenhausen sind allerdings für einzelne Frauen mehr als 40 Bordellbesucher pro Tag verzeichnet.²²

Die Reaktionen und Einschätzungen von Mithäftlingen gegenüber Sexzwangsarbeiterinnen sind, insbesondere was frühe Berichte betrifft, oftmals von abwertendem und abschätzigem Tonfall gekennzeichnet. Bezeichnend ist ihre Stigmatisierung als „Asoziale“ und als (ehemalige) „Prostituierte“.²³ Auch die Bordellgänger – eine kleine Gruppe privilegierter Häftlinge – werden, sofern in frühen männlichen Zeitzeugenschaften erwähnt, häufig auf die Gruppe „asozialer“ oder „krimineller“ Funktionshäftlinge beschränkt.²⁴ Die Stigmatisierung sowohl der Sexzwangsarbeiterinnen als auch der Bordellbesucher als „asozial“ zeigt das Abgrenzungsbedürfnis der übrigen Häftlinge gegenüber dieser umstrittenen und tabuisierten Lagerinstitution. Die Betonung der Besserstellung der Sexzwangsarbeiterinnen (durch manche ZeitzeugInnen) blendet die permanente Erniedrigung, die Entmenschlichung durch die Reduktion auf den Körper und auch die wiederholten gewaltvollen Übergriffe der SS aus.

22 David Wingeate Pike, *Spaniards in the Holocaust. Mauthausen, the Horror on the Danube*, London 2000, S. 72 unter Berufung auf Zeugenaussagen ehemaliger Mauthausen-Häftlinge; für Sachsenhausen vgl. Christl Wickert, „Das große Schweigen“. Zwangsprostitution im Dritten Reich, in: *Werkstatt Geschichte* 13 (1996), S. 90-95, hier S. 94.

23 Christa Schikorra, *Prostitution weiblicher KZ-Häftlinge als Zwangsarbeit. Zur Situation „asozialer“ Häftlinge im Frauen-KZ Ravensbrück*, in: *Dachauer Hefte* 16 (2000), S. 112-124, hier S. 120 u. S. 123 f.; Christa Paul, *Zwangsprostitution. Staatlich errichtete Bordelle im Nationalsozialismus*, Berlin 1994, S. 85 ff.; Amesberger/Auer/Halbmayer, *Sexualisierte Gewalt*, S. 105 ff.

24 Constanze Jaiser, *Repräsentationen von Sexualität und Gewalt in Zeugnissen jüdischer und nichtjüdischer Überlebender*, in: Gisela Bock (Hg.), *in*, *Genozid und Geschlecht. Jüdische Frauen im nationalsozialistischen Lagersystem*, Frankfurt/New York, 2005, S. 123-148, hier S. 128.

Erzwungene sexuelle Beziehungen zwischen SS-Männern und Häftlingsfrauen

Erzwungene sexuelle Beziehungen umfassen nicht nur die offiziell geduldeten sexuellen Übergriffe von SS-Männern gegenüber Sexzwangsarbeiterinnen in Häftlingsbordellen wie auch in SS-Bordellen. In den Berichten ist zudem von zweierlei „Beziehungsformen“ zwischen SS-Männern und Häftlingsfrauen die Rede, von willkürlichen gewaltsamen Übergriffen (etwa in SS-Kantinen bei Ess- und Trinkgelagen), von denen grundsätzlich alle bedroht waren, und von sexuellen Verhältnissen („Liebschaften“). Aufgrund des Verbots der „Rassenschande“ hätten Jüdinnen prinzipiell vor sexuellen Übergriffen „geschützt“ sein müssen. Willkür und Vernichtungsabsicht inkludierten jedoch auch lebensbedrohende sexuelle Übergriffe auf „rassisch minderwertige“. Da diese Gesetzesverletzung üblicherweise jedoch streng bestraft wurde, versuchten manche SS-Männer derartige Gewalttaten zu vertuschen, indem sie die Frauen nach dem Missbrauch ermordeten.²⁵

Nicht nur SS-Männer, sondern auch Funktionshäftlinge gingen mit Häftlingen sexuelle Beziehungen ein, die ihrerseits im Überlebenskampf ihren Körper und sexuelle Dienste für Brot oder andere dringend benötigte Dinge wie ein Stück bessere Kleidung, Hygieneartikel etc. einsetzten. Solche Beziehungen erhöhten (zumindest kurzfristig) die Überlebenschancen, allerdings auch das Gefahrenpotenzial. Die Beziehungen von hierarchisch Ungleichen im Kontext Konzentrationslager müssen daher unter dem Aspekt von Gewalt analysiert werden. Hier ging es nicht um freie Entscheidungen, um Wahlmöglichkeiten zwischen Menschen, um die Befriedigung sexueller Bedürfnisse, sondern um die Erhöhung von Überlebenschancen.²⁶

25 Anschütz/Meier/Obajdin, Dieses leere Gefühl, S. 130.

26 Die Konzentration auf gewaltvolle sexuelle Beziehungsformen soll nicht unerwähnt lassen, dass zum einen auch männliche Häftlinge sexuelle Gewalt erlitten, zum anderen es auch freundschaftliche intime Beziehungen zwischen Häftlingen gab, die oft auch als Überlebensstrategie und als Form der Selbstbehauptung zu sehen sind (siehe Jaiser, Repräsentationen, S. 129; Amesberger/Auer/Halbmayer, Sexualisierte Gewalt, S. 88 ff.).

Sexualisierte Gewalt und NS-Ideologie

Die Behandlung von Frauen in Konzentrationslagern steht in deutlichem Widerspruch zu dem von den Nazis zugespitzt vertretenen und propagierten, jedoch auf eine lange patriarchale Tradition zurückzuführenden Frauenbild. Wesentlich im Nationalsozialismus war jedoch dessen spezifische Verbindung von Sexualpolitik und Bevölkerungspolitik: Die Sexualität und damit Reproduktionsfähigkeit der Frau wurde ausschließlich dem rassistischen Paradigma der Generierung und Bewahrung der „arischen Rasse“ bzw. der „deutschen Volksgemeinschaft“ unterworfen. Die deutsche, „arische“ Frau sollte helfen, das Tausendjährige Reich unter deutscher Herrschaft zu verwirklichen. Wer dieser Bestimmung nicht entsprechen wollte oder (aufgrund rassistischer Gesetze von vornherein) nicht konnte, war von Verfolgung bedroht. Die Zugehörigkeit zum deutschen Volk bestimmte sich in erster Linie über Abstammung und Blutsverwandtschaft – damit waren alle Juden und Jüdinnen sowie Roma und Sinti ausgeschlossen. Aber nicht nur sie. Mann und Frau mussten auch die notwendige Treue zum deutschen Volk und Reich bekunden, um sich zugehörig nennen zu können.²⁷ Diese Bestimmung ermöglichte dem Staat jederzeit, auch Reichsangehörige „deutschen Blutes“ als „undeutsch“ zu definieren, sie wegen ihres Lebenswandels zu verfolgen und zu inhaftieren (Vorwurf der „Asozialität“), sie wegen „Hochverrats“ zu foltern und zu exekutieren.

Differenzierungen von sexualisierter Gewalt anhand ideologischer Verknüpfungen

Eine Differenzierung der sexualisierten Gewaltformen nach ihren ideologischen Motivationsstrukturen zeigt, dass sexuali-

²⁷ Vgl. Paragraph 2.1 der Nürnberger Gesetze über das Reichsbürgerrecht und den Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre nebst Durchführungsverordnung 15. September 1935 (zit. nach Nora Räthzel, Gegenbilder. Nationale Identitäten durch Konstruktion des Anderen, Opladen 1997, S. 160): „Reichsbürger ist nur der Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes, der durch sein Verhalten beweist, dass er gewillt und geeignet ist, in Treue dem deutschen Volk und Reich zu dienen.“

sierte Gewalt gegen Frauen nicht ausschließlich als Ausdruck der Frauenfeindlichkeit begriffen werden kann, wie dies die Gewalttätigkeiten gegenüber Frauen bzw. Symbole der Weiblichkeit nahe legen. Die Tatsache, dass bestimmte Gewalttaten nur an bestimmten Gruppen von Frauen ausgeübt wurden, verweist auf die ideologische Verknüpfung von Frauenfeindlichkeit mit Rassismus, Antisemitismus, Heterosexismus etc. Wir können daher folgende Gewaltformen unterscheiden:

Die *sexualisiert-frauenfeindliche Gewalt* richtet sich gegen die Identität der Frauen, gegen ihre sexuelle Integrität sowie gegen ihre freie Entscheidungs- und Verfügungsgewalt über den eigenen Körper und die individuellen Reproduktionswünsche. Sie ist damit primär Ausdruck von Frauenfeindlichkeit (Misogynie).

Die *sexualisiert-antisemitische* und *-rassistische Gewalt* zielt gegen Frauen als Repräsentantinnen ihrer verfolgten Gruppe. Gegen sie wurde sexualisierte Gewalt als Frau *und* Jüdin, als Frau *und* Romni bzw. Sinteza usw. eingesetzt. Dies manifestiert sich etwa am Scheren der Haare dieser Frauen oder bei Vergewaltigungen und Sterilisationen von Frauen jener Gruppen, die als „minderrassig“ und „lebensunwert“ eingestuft wurden. Auch in der Verfolgung von Frauen, die sich der rassistischen Bevölkerungspolitik widersetzen, zeigt sich die rassistische Komponente von sexualisierter Gewalt.

Sexualisiert-eugenische Gewalt als weitere Gewaltform viktimisiert mittels medizinischer Zwangseingriffe in die Sexualität und Reproduktionsfähigkeit bestimmter Bevölkerungs- und Verfolgtengruppen. Insbesondere waren davon Menschen mit Behinderungen und so genannte „Asoziale“ betroffen, an denen zu zigtausenden Zwangssterilisationen vorgenommen wurden – eine Überschneidung mit rassistischen Motivlagen ist augenscheinlich.

Die Verfolgung von homosexuellen Frauen und Männern verweist auf eine *sexualisiert-heterosexistische* Grundstruktur.²⁸ Sie

28 Homosexuelle Frauen waren während des Nationalsozialismus jedoch in geringerem Ausmaß Repressionen ausgesetzt als Männer. Waren erstere als „Asoziale“ im Konzentrationslager stigmatisiert und daher einer großen Verfolgtengruppe untergereiht, so wurden homosexuelle Männer als eigene Gruppe mit einem „rosa Winkel“

machte jene Menschen zu Verfolgten und Opfern, die nicht gemäß den moralischen und sexuellen Normen der nationalsozialistischen Ideologie lebten.

Sexualisierte Gewalt – eine Grunderfahrung von Frauen

Eine intensive Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt gegenüber Frauen während der NS-Verfolgung und hier vor allem während der KZ-Haft verdeutlicht die notwendige Kontextualisierung bei der Analyse von Gewaltformen. Insgesamt ist sexualisierte Gewalt jedoch keineswegs auf diese Zeit beschränkt: Sexualisierte Gewalt ist vielmehr in einem Kontinuum zwischen zivilem Alltag und Kriegssituationen zu verorten, wie dies an der alltäglichen Gewalt gegen Frauen in der Familie bis hin zu systematisch eingesetzter Gewalt gegen Frauen in kriegerischen Auseinandersetzungen oder als Bestandteil von Folterungen offensichtlich wird.

Sexualisierte Gewalt gehört zum Grundinstrumentarium von Repression und Verfolgung (sowohl gegenüber Frauen als auch Männern) und zum Erfahrungsschatz fast jeder Frau. Der Unterschied zwischen sexualisierter Gewalt während der NS-Verfolgung und jener in heutigen Gesellschaften liegt in erster Linie im Ausmaß der Gewaltakte, in ihrer Radikalität, in den Formen und Zielsetzungen, und vor allem in der heute nicht gegebenen Vernichtungsabsicht. Gleichwohl sind Vergewaltigung, sexuelle Belästigung etc. nach wie vor rassistisch, antisemitisch, heterosexistisch und eugenisch motiviert. Die hier vorgenommene Definition und Differenzierung von sexualisierter Gewalt kann daher auch für die Analyse in der Zivilgesellschaft Gewinn bringend sein.

gekennzeichnet und als solche auch spezifischen Gewaltformen wie etwa „Abkehrprüfungen“ ausgesetzt.

Weibliche Konzentrationshafterfahrungen ziehen Spuren von Seelenverletzungen in die Gegenwart

Vorwort

Sucht man im Benediktinerstift St. Lambrecht nach sichtbaren Zeichen, die jene Zeit und ihre spezifische/n Geschichte/n in Erinnerung rufen könnten, als das Kloster durch die nationalsozialistischen Machthaber als SS-Wirtschaftsgut genutzt wurde und sich hinter seinen Mauern Konzentrationshäftlingsfrauen tummelten, so muss man feststellen, dass diese Suche augenscheinlich vergeblich ist. Ein öffentliches Erinnern in Form eines Mahnmals oder einer Gedenktafel an die historische Belastung dieses Ortes findet hier nicht statt. Reste, Überbleibsel und Spuren des Frauenkonzentrationslagers St. Lambrecht kann dennoch jeder finden, der gewillt ist, sich mit der Vergangenheit zu konfrontieren, und zwar in Form von Gedächtnisspuren, tief eingegraben als menschliche Seelenverletzung bei den Überlebenden, die als Opfer des nationalsozialistischen Konzentrationslagersystems Gewalt, Terror, Ausbeutung und Todesbedrohung ausgeliefert waren und die von diesen Erlebnissen Zeugnis geben.¹ Die Er-

1 Die Erinnerungen von einigen ehemaligen Häftlingsfrauen von St. Lambrecht aus verschiedenen Nationen wurden von mir im Rahmen meiner Dissertation an der Universität Klagenfurt im Fach Erziehungswissenschaften gesammelt. Mit drei holländischen Überlebenden konnte ich selbst in den Niederlanden psychoanalytisch orientierte Erinnerungsgespräche führen. Sie bilden die Basis der Oral History, die neben anderen Methoden bei diesem wissenschaftlichen Projekt zum Einsatz kam und in Form eines Quellenbandes der Dissertation (Klagenfurt 2004) beiliegt. Meine Dissertation erschien in überarbeiteter Version im Jahr 2005 mit dem Titel „Geschichte(n) ins Leben holen. Die Bibelforscherinnen des Frauenkonzentrationslagers St. Lambrecht“ beim Grazer CLIO-Verlag. Derzeit wird das Werk ins Niederländische übersetzt und soll 2006 in Holland erscheinen. Interessierte können in der angeführten Publikation *Genauerer zum methodischen*

fahrungen jener kleinen Gruppe von Zeuginnen Jehovas, die im Frauenkonzentrationslager St. Lambrecht zwei Jahre lang für verschiedene Arbeitseinsätze des NS-Regimes ausgebeutet und schließlich auf steirischem Territorium befreit wurden, zeigen spezifische weibliche Prägungen. Biographische Erinnerungen dieser Frauen sollen zeigen, in welcher verletzender Weise sich die erlebten Konzentrationslagererfahrungen in die Psyche der Häftlingsfrauen irreversibel eingeschrieben haben.

Trauma und Geschichte haben hier einen spezifischen Ausdruck gefunden: Man könnte auch sagen, sie zeigen „ein weibliches Gesicht“.²

Dieser Beitrag richtet sich gegen das Vergessen von leidvollen Lebensgeschichten – einem Vergessen jener Häftlingsfrauen, das bereits durch ein Nicht-Wahrnehmen ihrer Existenz in St. Lambrecht in der damaligen Zeit eingeläutet wurde und das sich in den Jahren nach der Befreiung vom Nationalismus beinahe sechzig Jahre lang fortgesetzt hat und sich wie ein schwarzes Loch zur Erinnerungslosigkeit verdichtete. Mit der Arbeit gegen den Vergessensprozess bringen wir jedoch auch jene psychischen Auswirkungen aus dem „Orcus“ (Marc Augé) zum Vorschein, die das gewalttätige NS-Regime hinterlassen hat und die in charakteristischer Weise bis ins Hier und Jetzt fortwirken.

Die Errichtung des Frauenkonzentrationslagers in St. Lambrecht

Die Errichtung eines Frauenkonzentrationslagers in St. Lambrecht um den 8. Mai 1943 fällt in einen Zeitraum, als die ökonomischen

Vorgehen nachlesen. Der vorliegende Aufsatz bezieht sich größtenteils, wenn auch nicht zur Gänze, auf das oben genannte Forschungsprojekt und wurde mit Ergebnissen aus späteren Untersuchungen zur Thematik der geschlechterspezifischen Erinnerung ergänzt.

- 2 Die Bibelforscherinnen wurden von den Nationalsozialisten ausschließlich wegen des Festhaltens an ihrer religiösen Überzeugung verfolgt. Deswegen wird hier auf eine Darstellung der Mainstream-Gendertheorie, die sich auf das rassistisch-sexistische NS-Frauenbild bezieht, verzichtet. Verweisen möchte ich an dieser Stelle auf die Publikation von Moose, G.L.: Nationalsozialismus und Sexualität. München/ Wien 1985.

mischen Interessen der SS und die wirtschaftliche Nutzung des „Humankapitals“, das die Nationalsozialisten aus dem zu einem riesigen Netz angewachsenen Konzentration Quersystem entnahmen, in den Vordergrund rückten. Das Frauenkonzentrationslager St. Lambrecht war ursprünglich als Außenlager des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück gegründet worden, bevor es im Rahmen einer administrativen Neuorganisation der Konzentrationslager am 15. September 1944 dem Stammlager Mauthausen unterstellt wurde. Dies hatte auch Einfluss auf die Lebenssituation der dort inhaftierten Bibelforscherinnen, da sich die Bewachung des weiblichen Häftlingskommandos durch einen Wechsel der SS-Aufseherin änderte.

Die Überstellung eines aus 23 Bibelforscherinnen bestehenden Häftlingskommandos aus Ravensbrück³ geht vermutlich auf das Betreiben des kommissarischen Verwalters Hubert Erhart – dem Leiter des zu jenem Zeitpunkt als SS-Gut genutzten Benediktinerstifts St. Lambrecht – zurück. Seine Beweggründe lagen vor allem in einem gestiegenen Arbeitskräftebedarf für sogenannte frauenspezifische Tätigkeiten. Schon bevor die Häftlingsfrauen aus Ravensbrück in St. Lambrecht eintrafen, bestand dort bereits seit etwa einem Jahr ein Männerkonzentrationslager. Die männlichen Häftlinge des Konzentrationslagers St. Lambrecht wurden mit dem Eintreffen der Häftlingsfrauen und deren Arbeitseinsätzen im Bereich der Küche, der Gebäudereinigung, der Wäscherei sowie im Garten- und Forstbereich von ihren Ein-

3 Das Frauenkonzentrationslager St. Lambrecht wurde am 8. Mai 1943 gegründet, nachdem ein aus vermutlich 24 Bibelforscherinnen bestehendes Häftlingskommando am 4. oder 5. Mai 1943 mit dem Zug ab Fürstenberg nach Maria Hof in der Obersteiermark verschickt worden war und von dort die Gruppe mit einem Traktor nach St. Lambrecht gebracht wurde. (Vgl. Farkas 2004, S. 101) Mehr als 24 Häftlingsfrauen waren mit Sicherheit nie im KL St. Lambrecht untergebracht, wobei auf einer Transportliste 23 Bibelforscherinnen namentlich angeführt wurden. Von der einzigen Rücküberstellung einer vermutlich aus Polen stammenden Zeugin Jehovas wird zwar berichtet (Vgl. Farkas Quellenband 2004, S. 137), kann allerdings – da sie lediglich von einer einzigen Zeitzugin erinnert wurde (Interview mit Jans Hoogers-Elbertsen, Eindhoven 16.10.2002, KNr. 48-58), nicht als gesichert gelten.

sätzen dort abgezogen und zu Arbeiten gezwungen, die den bereits begonnenen Siedlungsbau im St. Lambrecht Ortsteil Eben oder den Bau der Kanalisation vorantreiben sollten.⁴

Eine relativ rege Gästebeherbergung von teilweise recht prominenten NS-Funktionären in den Räumlichkeiten des zweckentfremdeten Stifts mag als weitere Ursache für die Anforderung von weiblichen Häftlingen gewesen sein, geht man davon aus, dass Frauen Merkmale, wie größere soziale Kompetenz (bei allfälligen Kontakten mit den Gästen) oder mehr Reinlichkeit (im Kontext mit Säuberungsarbeiten des Gästetraktes) zugeschrieben wurden. Im Jahr 1943 bestand zudem bereits ein ziemlich großer Personalmangel beim Wachpersonal der SS, was ebenfalls eine Mitursache für die Wahl von Bibelforscherinnen darstellen dürfte. Diese waren in den Augen der SS ein überaus williges, fleißiges und verlässliches Arbeitspotential, sofern die Arbeitseinsätze mit den religiösen Überzeugungen der BibelforscherInnen im Einklang standen.⁵ Eine strikte Bewachung der Häftlingsfrauen durch die SS spielte im Frauenkonzentrationslager St. Lambrecht nie eine Rolle. Die Anwesenheit einer SS-Aufseherin, die zur Bewachung der Bibelforscherinnen abkommandiert worden war, diente lediglich formalen Zwecken. Keine der Bibelforscherinnen zog jemals eine Flucht in Erwägung, was der SS hinlänglich bekannt war.

Die Errichtung des Frauenkonzentrationslager diente ausschließlich der Befriedung ökonomischer Interessen, die die Umsetzung der ehrgeizigen Pläne des kommissarischen Verwalters Hubert Erhart vorantreiben sollten. Daraus resultierte eine relativ günstigere Lebenssituation und Behandlung der Bibelforscherinnen in St. Lambrecht. Der Faktor „Arbeit“ nahm in diesem Konzentrationslager allerdings einen zentralen Stellenwert ein. Da in den letzten Kriegsjahren auch das Arbeitspotential aus

4 Vgl. Farkas 2004, S. 212 f.

5 So weigerten sich Bibelforscherinnen etwa in der Rüstungsproduktion zu arbeiten, weil diese Tätigkeit über die Herstellung von Waffen indirekt dem fünften Gebot „Du sollst nicht töten!“ zuwiderliefe. Genaueres zur Verfolgung der ZeugInnen Jehovas bzw. BibelforscherInnen ist bei Farkas 2004, S. 23 – 50, oder bei Garbe, Detlef 1999 zu finden.

dem KZ-System durch die exzessive Vernichtungsmaschinerie geringer wurde und dadurch auch „verlässliche“ Häftlingsfrauen wie die Bibelforscherinnen schwerer verfügbar wurden, versuchte die SS in St. Lambrecht die Anzahl der Häftlingsfrauen konstant zu halten. Einem Ansuchen um weitere „Zwangsarbeiterinnen“ dieser Häftlingskategorie wurde offenbar nicht stattgegeben.⁶

Daraus resultierte eine relativ defensive Haltung der SS-Lagerleitung bezüglich einer Rücküberstellung von erkrankten Häftlingsfrauen. Verletzte und erkrankte Bibelforscherinnen wurden vom Häftlingsarzt und in einem Fall sogar vom Dorfarzt behandelt, mit dem Ziel, eine rasche Wiederherstellung der Arbeitskraft der Betroffenen zu erlangen. Die, wenn auch mangelhafte, medizinische Versorgung mit der Intention einer raschen Wiedereinsetzbarkeit der Häftlingsfrauen, folgte ausschließlich dem Gesetz der Logik eines ausbeuterischen Zwangsarbeitssystems. Auch die bessere Behandlung und Ernährungssituation im Frauenkonzentrationslager St. Lambrecht gegenüber dem Stammlager Ravensbrück sind nicht einer humaneren Einstellung des SS-Personals zuzuschreiben, sondern ergaben sich aus den wirtschaftlichen Zielsetzungen und prestigeträchtigen Aufstiegsbestrebungen der Lagerleitung.

Die Häftlingsfrauen von St. Lambrecht

Die Besonderheit des Frauenkonzentrationslagers St. Lambrecht kam über die Homogenität der Häftlingszusammensetzung in Hinblick auf die Häftlingskategorie zustande – alle 23 Häftlingsfrauen waren Bibelforscherinnen und die meisten von ihnen hatten das vierzigste Lebensjahr längst überschritten, als sie dem Häftlingskommando St. Lambrecht zugeteilt wurden. Damit war die Altersstruktur in diesem Außenlager überdurchschnittlich hoch. In typischer Weise entsprach die Internationalität der Häftlingszusammensetzung auch in diesem Fall der anderer nationalsozialistischer Konzentrationslager. Die Frauen stammten zwar mehrheitlich aus Deutschland, kamen aber auch aus

6 Vgl. Farkas 2004, S. 127 ff.

den Niederlanden, Polen, Österreich und Belgien. Die Verständigungsschwierigkeiten innerhalb der Gruppe waren minimal, ebenso gab es kaum sprachliche Kommunikationsprobleme bei Kontakten mit anderen wie beispielsweise den zivilen Angestellten, der Bewachung oder den männlichen Häftlingen. Man bediente sich überwiegend der deutschen Sprache.

Keine von den Bibelforscherinnen wurde als Funktionshäftling instrumentalisiert, etwa in Form einer Lager- oder Blockältesten – damit fehlte jede Hierarchisierung innerhalb der Häftlingsgruppe. Statt dessen wählten sich die Bibelforscherinnen eine Glaubenschwester aus ihrer Mitte, die richtungweisend in Glaubensfragen wirkte und als besonders Wissende eine spezifische Autorität genoss.⁷

Durch Arbeitseinsätze in verschiedenen Bereichen kamen einzelne Frauen zu Privilegien, die allerdings keine problematischen Auswirkungen auf die Lagergesellschaft nach sich zogen. Denn die Bibelforscherinnen verstanden es, ihr Kollektiv in den Mittelpunkt ihres Handelns zu rücken. So wurden etwa Nahrungsmittelsendungen geteilt oder jene Frauen, die in der Küche arbeiteten, schmuggelten Essbares für ihre Glaubenschwestern in den Häftlingstrakt.

Die Lebenssituation in St. Lambrecht war weitaus besser verglichen mit den Stammlagern Ravensbrück oder Mauthausen. Dies war außer der besseren Ernährungssituation auch der Unterbringung in einem beheizten Raum in einem Seitentrakt des Klostergebäudes zuzuschreiben, wo die Häftlingsfrauen eigene Einzelbetten, Stühle und Kästen zur Verfügung hatten – was von ihnen als „Luxus“ erinnert wird.

All dies soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich auch bei diesem Außenlager um ein Konzentrationslager mit seinen spezifischen, immanenten Strukturen handelte, wenngleich Besonderheiten durch den Ort der Unterbringung oder durch die unmittelbare Nähe zum Männerkonzentrationslager gegeben waren.

7 Die deutsche Bibelforscherin Alwine Blöbaum galt als „Gesalbte“ und wurde aus diesem Grund zum Gruppenoberhaupt. (Vgl. Farkas 2004, S. 105)

Die Lebensbedingungen im Frauenkonzentrationslager wirkten in traumatisierender Weise auf die Häftlingsfrauen, die zwei Jahre ihres Lebens in St. Lambrecht verbringen mussten. Von diesen Erinnerungen soll nun die Rede sein, aber auch von den schützenden Faktoren in Form von äußeren und inneren Ressourcen der Häftlingsfrauen. Schutz, in welcher Form auch immer, ermöglichte zumindest bei einigen eine Reintegration des „historischen Traumas“ (Dori Laub). Andere integrierten die gewaltförmigen Erlebnisse dysfunktional und entwickelten eine posttraumatische Belastungsstörung.⁸

Erinnerte Seelenwunden und historische Traumaerfahrungen

Wenn wir von Traumatisierungen durch Konzentrationslagerhaft sprechen, müssen wir uns in Erinnerung rufen, dass die Beschädigung des Individuums nicht erst mit jenem Moment einsetzte, als es durch das KZ-Lagertor trat. Die Abfolge von traumatischen Erfahrungen⁹ begann, als die Verfolgten ihr normales Leben hinter sich ließen. Das geschah mit dem Herausgerissenwerden aus dem vertrauten soziokulturellen Milieu und Familienverband bei der Verhaftung und schon früher mit dem Erleben von Trennungsangst während der Zeit der Verfolgung.¹⁰

Die Lücke, die entstand, wenn ein Familienmitglied plötzlich „verschwand“, weil es durch die Gestapo verhaftet worden war,

8 Judith Herman entwickelte ein Konzept der komplexen posttraumatischen Belastungsstörung mit folgenden Charakteristiken: gestörte Affekt- und Impulsregulation durch eine psychophysische Übererregung, dissoziative Tendenzen, Somatisierungen, Beeinträchtigung des Identitätsgefühls mit der Erschütterung des Selbstbilds und des Vertrauens, interpersonelle Störungen, Reviktimisierungsneigung und das Erleben eines allgemeinen Sinnverlustes bei den Betroffenen. Andreas Maerker hat ein multifaktorielles Rahmenmodell von posttraumatischen Belastungsstörungen erarbeitet, auf das ich hier hinweisen möchte.

9 Kahn (1963) bezeichnet diese als „kumulative Traumatisierung“.

10 Die BibelforscherInnen wurden in Deutschland bereits ab dem Zeitpunkt der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 verfolgt, auch in Österreich waren sie während der Zeit des autoritären Ständestaates von Repressionen und Einschränkungen betroffen.

tangierte in traumatischer Weise auch die Zurückgebliebenen. So berichtet zum Beispiel Cobie Pronk, Tochter einer holländischen Bibelforscherin, vom Schock, der sie als Zwölfjährige erlitt, als sie über ihren Bruder von der Verhaftung ihrer Mutter erfuhr. Sie konnte die Realität der abwesenden Mutter nicht anerkennen und durchsuchte lange Zeit die Wohnung nach ihr, denn sie glaubte, ihre Mutter würde nur Versteckenspielen.¹¹

Nach der Verhaftung wurden die Bibelforscherinnen meist in Gestapo-Gefängnissen qualvollen Verhören unterzogen. Sie sollten weitere Namen von Glaubensmitgliedern preisgeben. Dina Huisman, die jüngste ehemalige Häftlingsfrau von St. Lambrecht, erinnerte sich an tägliche Gestapoverhöre im Rotterdamer Gefängnis Hagsche Veer, die über sechs Wochen gingen und bei denen sie eine erhöhte Schreckhaftigkeit entwickelte, die sie ihr weiteres Leben lang begleitete. Sie ist ein Ausdruck des damals entstandenen permanenten psycho-physischen Übererregungszustands, der durch das Schlagen mit der Faust auf einen Tisch im Verhörraum gebahnt wurde, den Frau Huisman mir bei einem Gespräch als anhaltendes Gefühl schilderte, sich selbst wie eine zu stark gespannte Feder zu erleben, mit der Gefahr, jeden Augenblick abreißen zu können.¹²

Den Verhören folgten die Deportationen ins Konzentrationslager: Alle Häftlingsfrauen, die die letzten beiden Kriegsjahre im KZ St. Lambrecht überlebten, waren zuvor im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück interniert gewesen. Manche von ihnen hatten damals bereits eine regelrechte Odyssee durch verschiedene andere, sogenannte frühe KZs¹³ hinter sich. Die Transporte der Häftlingsfrauen in Viehwaggons waren eine weitere Erfahrung von Entmenschlichung. „*Wie Vieh in einem offenen Wagen*“¹⁴

11 Vgl. Farkas 2003, Dissertation, Quellenband (Interview Cobie Pronk 18.10.2002).

12 Den mit der Frühphase der kumulativen Traumatisierung verbundenen Verlust von Weltvertrauen beschrieb Jean Améry anhand seiner Erinnerung an durchlebte Gestapoverhöre: „*Mit dem ersten Schlag der Polizeifaust aber, gegen den es keine Wehr gibt und keine helfende Hand parieren wird, endigt ein Teil unseres Lebens und ist niemals mehr zu erwecken.*“ (Améry 1996, S. 507)

13 Moringen, Lichtenburg.

14 Vgl. Farkas 2003, Dissertation, Quellenband (Interview Gerdina

transportiert zu werden, erlebten die Frauen als Erniedrigung, die sich als Bruch in ihrem Selbsterleben dauerhaft einschrieb.

Geschlechtsspezifische Traumata

Eine spezifisch sexualisierte weibliche Gewalterfahrung betrifft die Ankunft der Häftlingsfrauen im Konzentrationslager Ravensbrück und die Rasur von Kopf- und Körperhaaren.

Nicht alle Häftlingsfrauen haben diese demütigende Erfahrung an sich selbst erfahren. Charakteristisch für die Erinnerung der Bibelforscherinnen ist jedoch, dass auch jene, die das Scheren von ihren Mithäftlingsfrauen lediglich miterleben mussten und die selbst nicht von dieser Maßnahme betroffen waren, diese Prozedur als Schock und unmenschliche Entwürdigung wahrgenommen haben.¹⁵

Kopfhaare sind ein Zeichen für Schönheit und ein starker Akzent einer nach außen präsentierten individuellen Identität. Für Frauen sind Haare ein Symbol für Weiblichkeit und ein deutliches Unterscheidungsmerkmal zwischen einer Masse von gleichen. Die Rasur war eine Nazi-Maßnahme zu Entindividualisierung und Entmenschlichung, ein Bestrafungs- und Stigmatisierungsmittel. Viele Frauen haben sich, nachdem sie kahlgeschoren waren, gegenseitig nicht wiedererkannt. Im Schock reagierten viele mit einem unkontrollierten „hysterischen“ Lachen.

Viele überlebende Frauen aus anderen KZ gaben in den Interviews an, dass sie die Rasuren als eine der schrecklichsten Erfahrungen im Konzentrationslager empfunden haben.¹⁶ Dass die Bibelforscherinnen selbst nicht vom Scheren betroffen waren, führten sie darauf zurück, dass Glaubenschwestern nie von Läusen befallen waren.¹⁷ Damit brachten sie ihre Erklärung für das Behalten des eigenen Kopfhaares in Einklang mit der offiziellen Argumentation der Nazis: Rasur als Hygienemaßnahme gegen

Huisman 15.10.2002, Interview Jans Hoogers-Elbertsen 16.10.2002).

15 Vgl. Amesberger et al 2004, S. 79 f.

16 Farkas 2003, Dissertation, Quellenband.

17 Was ziemlich unwahrscheinlich ist, bedenkt man die katastrophalen sanitären Lebensbedingungen, die spätestens ab 1941 mit der Überbelegung im F-KL Ravensbrück herrschten.

Läuse. Jene Frauen, die nicht rasiert worden waren, sahen folglich ihre Haare als symbolisches Kapital für weibliche Identität an. Sie berichteten mehrfach, großen Wert auf ihre Frisur und damit auf ein gepflegtes Aussehen gelegt zu haben.¹⁸

In Verbindung mit dem Verlust von Weiblichkeit wurde auch jener Teil der entwürdigenden Aufnahme-prozedur ins Konzentrationslager erzählt, bei dem die Frauen vollkommen nackt vor der SS defilieren mussten. Die Zeitzeuginnen aus den Niederlanden beschrieben diesen Akt als einschneidende Entwürdigung, für die sie kaum Worte fanden. Die Bibelforscherinnen erlebten es als einen sexistischen Übergriff besonderer Massivität, als sie von den männlichen Bewachern beäugt und inspiziert wurden.¹⁹ Diese Demütigung wurde durch die Belustigung der SS verstärkt, die dadurch zustande kam, dass sie die Frauen mit unflätigen Ausdrücken beschimpften und deren Körper verspotteten. Der Faktor Geschlecht bei den männlichen Bewachern wurde bei den Gesprächen sehr häufig erwähnt. Er spielt eine wesentliche Rolle für das Erleben von weiblicher Demütigung. Frau Huisman erinnerte sich an diese traumatische Erfahrung, die eine der schlimmsten für sie gewesen war und griff beim Erinnerungsin-terview sogar auf den Gebrauch der deutschen Sprache zurück, als sie erschüttert die Entkleidungsprozedur in der „Desinfektion“ unter männlicher SS-Bewachung schilderte: *„Männer (der SS-Wachmannschaft haben uns angestarrt, d.V.). Das habe ich schrecklich gefunden.“*²⁰

In diesem Kontext wurden auch Exekutionen erinnert, die sie am Appellplatz im Konzentrationslager Ravensbrück miterleben mussten. Meist fanden die Erschießungen abends statt, die Opfer waren *„(...) Frauen. Polnische Frauen meistens.“*²¹ Die Überlebenden berichten von Weinkrämpfen und Schlafstörungen, die sich durch das Erleben dieses „realen psychotischen Kosmos“

18 Vgl. Farkas, Dissertation, Quellenband (Interview Jans Hoogers-Elbertsen 16.10.2002).

19 Vgl. Farkas 2004, S. 54

20 Vgl. Farkas 2003, Dissertation, Quellenband (Interview Gerdina Huisman 15.10.2002).

21 Vgl. Farkas 2003, Dissertation, Quellenband (Interview Gerdina Huisman 15.10.2002).

(Eissler 1963) unmittelbar einstellten – Symptome einer erhöhten Aktivierung des sympathischen Nervensystems als Zeichen einer psycho-physiologisch gesteigerten Erregungslage durch das hilflose Ausgeliefertsein an eine abnorme, unmenschliche und unbegreifliche Lebenssituation.

Die traumatischen Bedingungen wurden zudem durch gezielte Aushungerung der Häftlingsfrauen, durch kräfteraubende Zwangsarbeit und durch unmenschliche Lebensbedingungen erzeugt. Der völlige Mangel eines Intimbereichs kam etwa dadurch zum Ausdruck, dass die Bibelforscherinnen in Ravensbrück zu dritt in einem Bett schlafen mussten, was jede Spur von Privatsphäre unterband und einer künstlichen Niederreißung sämtlicher Schamschranken gleichkam. Eine holländische Bibelforscherin erinnerte sich an ihre Schlafstelle auf der dritten Etage von Stockbetten, die sich am Stoß von zwei aneinandergestellten Betten befand. *„Die Höhe zum Plafond war so niedrig, dass sie immer das Gefühl hatte, lebend begraben zu sein.“*²² In dieser Beschreibung kommt sehr klar die völlige Hilflosigkeit zum Ausdruck, die die akute Traumaphase charakterisiert. Neben den Gefühlen von Trauer und Verzweiflung drückt sich die Hilflosigkeit auch als Erschütterung sämtlicher Vorannahmen in Bezug auf die reale Welt aus.²³

Durch die anhaltend traumatischen Lebensbedingungen, reagierten viele Häftlingsfrauen in spezifisch weiblicher Weise mit ihrem Körper:

Auch Bibelforscherinnen des Häftlingskommandos St. Lambrecht bekamen während der Konzentrationshaft in Ravensbrück Amenorrhöe, das heißt, die zyklischen Blutungen blieben aus. Der Grund dafür lag in der psychischen und physischen Lebenssituation, der Unterernährung, der permanenten Angst und dem Stress sowie dem schlechten körperlichen Allgemeinzustand, in dem sich die meisten Opfer bald nach der Einlieferung ins KZ befanden.

Viele der Zeitzeuginnen berichteten, dass sie einerseits froh darüber waren, wenn die Blutungen ausblieben, weil die Hygie-

22 Farkas 2003, Dissertation, Quellenband (Interview Gerdina Huisman 15.10.2002, Übersetzung aus dem Niederländischen Meinard Tydeman).

23 Mollica u.a. 1987, S. 1567-1572

nebedingungen im KZ grauenvoll waren und die Monatsbeschwerden zusätzlich an der Substanz der Frauen zehrten.²⁴ Andererseits erlebten sich diese Frauen dadurch aber auch als unweiblich und sie hatten zudem Angst vor einer dauerhaften Unfruchtbarkeit.²⁵

Das Auftreten von Amenorrhöe sehe ich im Zusammenhang mit Konzentrationshaft als körperlichen Ausdruck für eine „Verwandlung“ von Frau zum „geschlechtlosen“ Häftling.

Nicht bei allen Häftlingsfrauen trat eine Amenorrhoe ein. Viele betraf dieser Zustand nur vorübergehend. Als die Bibelforscherinnen von Ravensbrück ins Außenlager St. Lambrecht kamen, stellte sich ihr weiblicher Zyklus dort wieder ein, was auf eine bessere Ernährungssituation und auf weniger Stress infolge einer besser einschätzbaren Lebenslage zurückzuführen ist.²⁶

Das Thema Menstruation führt zu einem weiteren frauenspezifischen Thema, dem der Mutterschaft als Teil weiblicher Identität. Jene Bibelforscherinnen, die bereits Kinder hatten, als sie verhaftet und deportiert wurden, waren damit von ihren Kindern getrennt.²⁷ Das gewaltsame Auseinanderreißen von Mutter und Kind wirkte unmittelbar auf die Identität als Mutter (und natürlich auch auf die des Kindes), da in Folge Mutterschaft im KZ nicht mehr gelebt werden konnte. Kinder von weiblichen Opfern wurden außerdem bei Gestapoverhören oft als Druckmittel benutzt, wenn die Nazi-Schergen drohten, die Kinder umzubringen.²⁸

Besonders schwierig und traumatisierend dürften die Trennungen der Mütter von Säuglingen und Kleinkindern gewesen sein, wie im Fall der Holländerin Toos Berkers. Die zurückgelassenen Kinder waren einerseits – besonders zu Beginn der Haft –

24 Farkas 2003, Dissertation, Quellenband (Interview Gerdina Huisman 15.10.2002).

25 Amesberger u.a. 2004, S. 85 ff.

26 Vgl. Farkas 2004

27 Viele der Häftlingsfrauen von St. Lambrecht waren Mütter und überließen ihre Kinder bei ihren Verhaftungen ungewissen Schicksalen. Im Gegensatz dazu wurden „Zigeunerinnen“, die erst in „Familienlagern“ angehalten wurden, in Vernichtungslager deportiert, um dort meist gemeinsam mit den Kindern ermordet zu werden.

28 Vgl. Amesberger u.a. 2004, S. 250

oft Quelle der Lebenskraft, gleichzeitig aber auch die der Verzweiflung, vor allem dann, wenn die Betroffene nicht wusste, was mit ihrem Kind geschehen war. Manche Opfer thematisierten bei den Interviews, dass die Erinnerung an ihre Kinder mit Fortdauer der Haft – manche waren ja jahrelang im KZ – verblasste und die Kinder sozusagen vergessen wurden, weil der Überlebenskampf in den Mittelpunkt ihres Handlungs-daseins trat.²⁹Eine besondere Perversität der nationalsozialistischen Repressionsmaßnahmen drückt sich darin aus, Mütter von ihren Kindern zu trennen und diese Frauen dann für Kinderbetreuungsaufgaben bei SS-Familien einzusetzen, wie es bei Toos Berkers in St. Lambrecht der Fall war. Diese holländische Bibelforscherin berichtete mir, wie sie täglich bitterlich an das ihr nicht bekannte Schicksal ihrer eigenen vier Kinder erinnert wurde, wenn sie zwangsweise die Nachkommen einer SS-Familie in St. Lambrecht zu versorgen hatte. Als sie Ödeme entwickelte und ihre Arme, Beine und ihr Bauch dick aufgetrieben wurde, meinte sie, sie könne doch nicht schwanger sein, denn eine solche Schwangerschaft könne im Konzentrationslager ja nur vom „Heiligen Geist“ stammen.³⁰

Als es ihr nach der Befreiung unter großen Nöten und Entbeh-rungen gelang, ihre Familie wieder zusammenzuführen, erkannten sich die einzelnen Familienmitglieder nicht wieder, was sie als besonders schockierend erlebte. Ihre Kinder hatten die NS-Zeit getrennt verlebt und waren in unterschiedlichen Familien herangewachsen. Das jüngste Kind, das zur Zeit der Verhaftung und Deportation der Mutter etwa zwei Jahre alt gewesen war, erkannte die eigene Mutter nicht wieder; es sagte zu einer fremden Frau „Mutter“, was für die KZ-Überlebende eine besonders schmerzhaft und bittere Erfahrung war.³¹

Die traumatischen Erfahrungen mit nicht gelebter Mutterschaft infolge einer erzwungenen Trennung von den Kindern

29 Vgl. Amesberger u.a. 2004., S. 284 f.

30 Farkas 2003, Dissertation, Quellenband (Interview Toos Berkers, 16.10.2002). Der Grund für die Wassereinlagerungen lag vermutlich in der Eiweiß-Mangelernährung und der Stresssituation.

31 Farkas 2003, Dissertation, Quellenband (Interview Toos Berkers, 16.10.2002).

kann somit ebenfalls als spezifisch weibliche Erinnerung an Gewalt einwirkung gesehen werden.

Welche massiven Einwirkungen die traumatischen Konzentrationslagererfahrungen im weiblichen Selbstbild hinterlassen können, drückte die Reaktion einer holländischen Überlebenden aus, die meinte, nach den Erfahrungen der Konzentrationshaft könne sie keine normale Mutter mehr sein. Diese Aussage war beim Erinnerungsinterview an ein diffuses Schuldgefühl gekoppelt, die nationalsozialistischen Konzentrationslager überlebt zu haben.³² Besonders drastisch dürfte sich das Bild von Kindermorden der SS in Ravensbrück in das Gedächtnis eingebrannt haben – vom Morden der Nazis, die Säuglinge von Häftlingsfrauen gegen Mauern warfen, bis sie tot waren. Das Erlebnis einer solchen Realität, die jeder Menschlichkeit widerspricht, ließ bei der Betroffenen den Glauben an ein empathisches, empfängliches Du im anderen erlöschen. Die Überlebende riet später ihrer Tochter, keine eigenen Kinder in die Welt zu setzen, denn *„wenn du keine Kinder hast, brauchst du darüber (die Kindermorde, die sie gesehen hatte, A.F.) auch nicht weinen müssen.“*³³ Diese Interviewpartnerin, Sjaan Pronk, entwickelte eine posttraumatische Belastungsstörung, die sich darin zeigte, dass sie von einer inneren Unruhe getrieben wurde. Sie konnte es in ihrem Haus in den Niederlanden oft nicht mehr aushalten, reiste häufig zu ehemaligen Mithäftlingsfrauen von St. Lambrecht, um sich mit ihnen auszutauschen. Sie tat dies, ohne ihre Familie zu informieren, wo sie hinfuhr und wo sie sich gerade aufhielt. Für ihre Kinder stellte ihr unerklärliches Verschwinden immer wiederkehrende und schwer bewältigbare Verlust- und Verwirrungserfahrungen dar, die unmittelbar an das historische Trauma gekoppelt waren.

Die ständige Bedrohung durch Selektion und Ermordung war für die Bibelforscherinnen vor allem während ihrer Konzentrationshaft in Ravensbrück ein massiver psychischer Stressor. Das Miterleben von Selektionen von befreundeten Glaubensschwes-

32 Wenngleich an dieser Stelle anzumerken ist, dass sich die Bibelforscherinnen nach der Befreiung in Bezug auf ihre starke kollektive religiöse Identität als „Siegerinnen“ erlebten.

33 Farkas 2003, Dissertation, Quellenband (Interview Cobie Pronk, 18.10.2002).

tern und das Wissen um ihren qualvollen Tod in den Gaskammern von Auschwitz löste bei Fraukje Volp, einer ebenfalls aus den Niederlanden stammenden Bibelforscherin, eine tiefe Trauerreaktion aus, die sich später – während ihrer Haftzeit im Frauenkonzentrationslager St. Lambrecht – in eine schwere Depression verwandelte.³⁴

Die psychische Traumatisierung der Bibelforscherinnen hatte in Ravensbrück mit Sicherheit eine andere Qualität und eine wesentlich höhere Intensität als im Außenlager St. Lambrecht. Das bestätigten alle von mir befragten Überlebenden. Die Auswirkungen der Konzentrationshaft in St. Lambrecht sind in erster Linie in physiologischen Beeinträchtigungen und Beschädigungen zu finden – Resultat der körperlichen Ausbeutung der geschwächten Frauen durch harte äußere Arbeitsbedingungen³⁵. Infektionskrankheiten, Verletzungen, Eiterungen oder Zahnfäule sprechen eine eindeutige Sprache und zeugen von immunsupprimierten physiologischen Zuständen, die mit der psychischen Belastungssituation zusammenhängen. Viele der ehemaligen Häftlingsfrauen von St. Lambrecht erholten sich auch in den Jahren nach der Befreiung nicht mehr von ihrem durch Auszehrung und Überanstrengung geschwächten körperlichen Zustand.

Viele Überlebende litten in ihrem „Leben danach“ an Schlafstörungen, Alpträumen und Flashbacks, ausgelöst etwa durch Geruchsreize wie Stechrüben oder verbranntem Fett, die intrusiv wiederkehrende Gedanken an die Konzentrationshaft auslösten³⁶ und ein wiederholtes Erleben der unbenennbaren Erfah-

34 Archiv der Zeugen Jehovas in Emmen/ NI, Brief von J.K. Rizema vom 1.9.1943; Interview Toos Berkers, 16.10.2002

35 Die Häftlingsfrauen mussten zum Beispiel tagelang in Eiseskälte gefrorenen Kohl schälen, der so kalt war, dass die Finger daran kleben blieben.

36 Traumatische Erinnerungen werden überwiegend als sensorische Fragmente des Ereignisses gespeichert und isoliert aufbewahrt als Bilder, Geruchsempfindungen, Körpersensationen, Geräusche usw. Sie sind von anderen Erinnerungen dissoziiert, d.h. abgespalten, und können erst allmählich – sofern es überhaupt gelingt – in eine Erzählung eingebettet werden. Den Einbruch von traumatisch sensorischen Gedächtnisfragmenten kann aber auch eine Verbalisierung von Erinnerung nicht immer verhindern. (Vgl. Bohleber 2001, S. 136)

rungen induzierten, denen die Betroffenen damals wie auch in den Flashback-Situationen hilflos ausgeliefert waren.

Bewältigung von traumatischen Erlebnissen und das Leben mit Seelenverletzungen

Dennoch gelang vielen von ihnen die traumatischen Konzentrationshafterfahrungen in das weitergehende Leben zu integrieren, wenngleich die Überlebenden davon berichten, dass ihr Urvertrauen nachhaltig beschädigt worden war und dass es ihnen nicht gelang, ohne Misstrauen neue Beziehungen einzugehen. Dies drückte sich auch während der Interviewsituation aus, als jede Zeitzeugin eine Freundin zur sozialen Unterstützung neben sich hatte, um sich in dieser geschützten Form der Erinnerungsarbeit zu stellen.³⁷ Wesentlich erscheint mir auch die Selbstdefinition der Bibelforscherinnen, nicht als Opfer, sondern als Überlebende im Sinne von Siegerinnen aus der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft hervorgegangen zu sein. Bereits als Konzentrationshäftlingsfrauen gelang es ihnen, der abnormen sozialen Lebenssituation einen Sinn zuzuschreiben, indem sie ihr Häftlingsdasein als Glaubensprüfung sahen. Insofern sind sie tatsächlich als Siegerinnen zu bezeichnen, die an ihrer religiösen Überzeugung selbst in einer derart abartigen Ausnahmesituation, wie sie eine Konzentrationslagerhaft darstellte, festhielten und sich von den Machthabern in ihrer Weltanschauung nicht brechen ließen. *„Mein Glaube hat mir geholfen, die Zeit in den Konzentrationslagern durchzustehen“*, so Dina Huisman.

Eine weitere innere Ressource zur Traumabewältigung entstand durch die weibliche Empathie, die Einfühlungsfähigkeit, die besonders im Frauenkonzentrationslager St. Lambrecht, wo eine Homogenität der Gruppe gegeben war, auch handelnd gelebt werden konnte. Dort konnten sich die Bibelforscherinnen

37 An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass der Faktor „Geschlecht“ bei meinen Befragungen auch insofern zum Tragen kam, als die Zeitzeuginnen, die bereits mehrmals von einem männlichen Zeugen Jehovas zu ihren Erinnerungen an die Konzentrationshaften befragt worden waren, bei mir zum ersten Mal von ihren geschlechterspezifischen Erfahrungen und Verletzungen sprachen.

gegenseitig besser versorgen, etwa durch kleine Pflegemaßnahmen bei Krankheiten, Nahrungsteilung und vor allem durch persönliche Zuwendung und Gespräche auf dem Boden einer gleichen Gesinnung, gefestigter Werthaltung und Lebenseinstellung. An äußeren Ressourcen erinnerten die Zeitzeuginnen die Schönheit der Landschaft in St. Lambrecht als echte Unterstützung, ihre Lebenslage im KZ auszuhalten. Außerdem war es ihnen in diesem Außenlager möglich, ihre Emotionen und Gefühle durch religiöse Gesänge zu kanalisieren und sich daran aufzurichten.

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, dass in der späten Weitergabe ihrer Erfahrungen und persönlichen Geschichten, die sie aus den Konzentrationslagern in ihr folgendes Leben mitnahmen, diese als Lehre für die nächsten Generationen einen neuen Sinn erhielten. Die Veröffentlichung³⁸ ihrer Zeugenschaft vom Unvorstellbaren ermöglichte den Bibelforscherinnen von St. Lambrecht die Umdeutung ihrer traumatischen Erfahrungen und damit eine persönliche Sinngebung auch dort, wo es keinen Sinn gegeben hat. Ihre weitergegebenen Er-Innerungen – im Sinne eines nachträglich bedeutungsstiftenden Innewerdens von Vergangenheit – schließen Gegenwart wie Zukunft und somit uns als Nachfolgeneration ein.

Literatur

- Améry, J.: Die Tortur. In: Merkur, 50 Jahrgang, Heft 6, 1996, S. 502-515
- Amesberger, H./ Auer, K./ Halbmayr, B.: Sexualisierte Gewalt. Weibliche Erfahrungen in NS-Konzentrationslagern. Wien 2004
- Augè, M.: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt/ Main 1994
- Bohleber, W.: Trauma, Trauer und Geschichte. In: Liebsch, B./ Rösen, J.: Trauer und Geschichte. Köln 2001, S.131-147
- Eissler, K. R.: Die Ermordung wie vieler Kinder seiner Kinder muss der Mensch ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben? In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen. 17 (1963), Heft 5, S. 241-291
- Farkas, A.: Geschichte(n) ins Leben holen. Die Bibelforscherinnen des

38 Vgl. Farkas, A.: Geschichte(n) ins Leben holen. Die Bibelforscherinnen des Frauenkonzentrationslagers St. Lambrecht, Graz 2004

-
- Frauenkonzentrationslagers St. Lambrecht. Phil. Dissertation mit Quellenband. Univ. Klagenfurt/ Celovec 2003
- Farkas, A.: Geschichte(n) ins Leben holen. Die Bibelforscherinnen des Frauenkonzentrationslagers St. Lambrecht. Graz 2004
- Farkas, A.: Geschlechtspezifische Aspekte in der Erinnerungsarbeit, Referat, Steyr 12.12.2004; http://193.170.142.165/werner/down/604_Farkas,%20Referat%20Steyr%20Schriftversion.pdf
- Garbe, D.: Zwischen Widerstand und Martyrium. Die Zeugen Jehovas im „Dritten Reich“. München 1999
- Herman, J.: Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. Paderborn 2003
- Laub, D.: Eros oder Thanatos? Der Kampf um die Erzählbarkeit des Traumas. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen. 9/10, 2000, S. 860-891
- Maerker, A.: Therapie der posttraumatischen Belastungsstörungen. Berlin 1997
- Maerker, A./ Ehlert, U.: (Hrsg.): Psychotraumatologie. Jahrbuch der medizinischen Psychologie. Göttingen 2001
- Mollica R. F./ Wyshak, G./ Lavelle, J.: The psychosocial impact of war trauma and torture on Southeast Asian refugees. American Journals of Psychiatry No.144, 1987, P. 1567 – 1572
- Schwaber, E. A.: Das Ringen ums Zuhören: Fortgesetzte Reflexionen, verweilende Paradoxien und Gedanken über den Wiedergewinn von Erinnerungen. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Heft 1, 60. Jahrgang 2006, S. 31-75
- Silverman, K.: The Threshold of the Visible World. New York 1996

Die Bedeutung von Trauma im Forschungsprozess

Wie der deutsche Psychoanalytiker Ulrich Sachsse in einem Vortrag feststellte, ist die Auseinandersetzung mit Traumatisierung modern geworden.¹ Der ubiquitär gewordene Traumbegriff, so Harald Welzer, erhalte „zunehmend die Qualität einer rhetorischen Waffe, mit der Vorteile im Kampf konkurrierender Erinnerung zu erzielen sind“². Ich möchte hier dennoch den Begriff des Traumas als eine wesentliche, im Forschungsprozess zu berücksichtigende Konstante begreifen und verwenden. Zwei Aspekte scheinen mir dabei besonders zentral:

1. Es mangelt nicht an historischer, psychologischer und sozialwissenschaftlicher Literatur zu Nationalsozialismus und Trauma bzw. Holocaust und Trauma. Woran es jedoch fehlt, ist eine eingehende Beschäftigung mit der konkreten Interviewsituation zwischen WissenschaftlerInnen und traumatisierten InterviewpartnerInnen. Worauf sollte in Interviews mit traumatisierten Personen Rücksicht genommen werden? Wie sind Interviews zu führen, damit sie nicht eine neuerliche, sekundäre Traumatisierung verursachen? Solche Fragen wurden bislang nur selten diskutiert. Weiters muss die Rolle der InterviewerInnen ebenso einbezogen werden wie das „nationalsozialistische Erbe“, also die „mit großem emotionalen Aufwand unterdrückte [persönliche] Geschichte“³

1 Ulrich Sachsse, Trauma, Trauma-Coping und Posttraumatische Belastungsstörung: Theorie und Therapeutische Ansätze (Tonbandabschrift des Further Fortbildungstages „Schwere Traumatisierungen – wie bewältigen?“ vom 7.10.1998), <http://www.fachklinik-furth.de/sachs.htm>, download am 7.8.2001.

2 Vortrag im Rahmen der vom Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK) organisierten Tagung „Gedächtnis zwischen Erfahrung und Repräsentation. Was bleibt von der verstörenden Kraft der Erinnerung?“, am 12.-13.12.2003 in Wien.

3 Karl Fallend, Unbewusste Zeitgeschichte in Österreich. Psychoanaly-

der WissenschaftlerInnen. Das Faktum der Traumaerfahrung und das unterschiedliche Ausmaß der Bewältigung der erlebten Traumata sind auch in der Analyse von Interviews zu berücksichtigen. Diesem Umstand Rechnung tragende Auswertungsverfahren sind also unumgänglich.⁴

2. Dem Aspekt der möglichen (sekundären) Traumatisierung der ForscherInnen durch ihre Tätigkeit ist bislang ebenfalls keine Aufmerksamkeit gewidmet worden, vielmehr dürfte hier ein Tabu wirken. Der Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität, die eine emotionale Distanz erfordert, scheint die eigene Verletzlichkeit, Betroffenheit und sonstige emotionale Verstrickungen zu Tabuthemen zu machen.

Traumatisierte Menschen als Quelle von Wissen

Bis in die späten 1950er-Jahre herrschte in der auf Freud zurückgehenden Traumaforschung die Meinung vor, dass die posttraumatischen Belastungsstörungen maximal ein halbes Jahr andauern würden. Erst in Folge des Vietnam-Krieges setzte sich die Meinung der Möglichkeit einer dauerhaften Traumatisierung durch.⁵ Ein traumatisches Ereignis liegt vor, wenn ein extremes, lebensbedrohliches oder als lebensbedrohlich empfundenes Ereignis unerwartet eintritt. Es handelt sich hierbei um Geschehnisse, die außerhalb des Rahmens menschlicher Verarbeitungsmöglichkeiten liegen.⁶ Solche Ereignisse können Naturkatastro-

tische Betrachtungen über das Fortwirken des Nationalsozialismus, in: Werkblatt 39, Nr.2, 1997, S. 2; <http://www.werkblatt.at/archiv/39fallend.html>, download am 04.03.2006.

- 4 Auf den Aspekt der Interviewinterpretation kann aus Platzgründen leider nicht eingegangen werden.
- 5 Hiermit soll keinesfalls eine Pathologisierung von ZeitzeugInnen erfolgen. Menschen, die Traumatisches und Traumatisierendes erleben, haben eine Fülle von Mechanismen entwickelt, mit diesen Erfahrungen zu leben bzw. umzugehen. (Vgl. Hans Keilson, Sequentielle Traumatisierung bei Kindern, in: Gertrud Hardtmann (Hg.in), Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder, Gerlingen 1992.)
- 6 Gabriele Fröhlich-Gildhoff, Psychosomatische Folgen von Traumatisierung, in: Medica mondiale e.V., Marlies W. Fröse, Ina

phen, Kriege, Terroranschläge, Folter, Gefangenschaft, schwere Unfälle, Raub und Vergewaltigung sein. Nicht nur bei den Opfern, sondern auch bei ZeugInnen können diese Geschehnisse zu Traumatisierungen führen – in diesem Fall spricht man von sekundärer Traumatisierung.

„Der Grad der Traumatisierung hängt vom Alter, vom Verfolgungsgrund und von der Verfolgungsdauer ab, ebenso entscheidend sind aber auch das soziale Umfeld, also die Reaktionen der Umwelt auf die traumatischen Erlebnisse. Je jünger eine Person zum Zeitpunkt des Traumaereignisses ist, desto weniger persönliche Ressourcen hat sie für dessen Bewältigung zur Verfügung. Menschen, die nicht aufgrund von Widerstandshandlungen verfolgt wurden, sondern aufgrund ihrer Herkunft – ein Umstand, in den man hineingeboren wurde und an dem man individuell nichts ändern kann – sind tendenziell stärker belastet.⁷ Hans Keilson untersuchte das Schicksal von 204 während der deutschen Besatzung in den Niederlanden untergetauchten Kindern und deren Entwicklung rund 25 Jahre später.⁸ Hierbei stellte er fest, dass nicht nur das erlebte Trauma, sondern sowohl die Lebensbedingungen vor dem Ereignis als auch das Leben danach bzw. die Reaktionen der Umwelt darauf die Intensität der Traumatisierung entscheidend beeinflussen. Gerade auch die Nachkriegsperiode ist demnach für die Traumaentwicklung und -bewältigung von Bedeutung.“⁹

Diese Erkenntnisse aus der Traumaforschung verdeutlichen die Notwendigkeit, bereits bei der Erhebung von Daten – wenn dies in Form von Gesprächen mit ZeitzeugInnen geschieht – den Aspekt einer möglichen Traumatisierung zu berücksichtigen und

Volpp-Teuscher (Hg.innen), *Krieg, Geschlecht und Traumatisierung. Erfahrungen und Reflexionen in der Arbeit mit traumatisierten Frauen in Kriegs- und Krisengebieten*, Frankfurt/Main 1999, S. 77-85, hier S. 77.

7 Alexander Friedmann, *Zur psychosozialen Versorgung einer Gemeinde nach dem Trauma*, in: Alexander Friedmann, Elvira Glück, David Vyssoki (Hg.Innen), *Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht*. Wien: Picus Verlag 1999, S. 198-208, hier S. 206.

8 Hans Keilson, *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern*, S. 69-79.

9 Ebenda, S. 79.

zwar sowohl bei der Wahl der Methode als auch bei der Interviewführung selbst. Meines Erachtens empfiehlt es sich, insbesondere wenn man eine/n InterviewpartnerIn noch nicht kennt, ein lebensgeschichtliches Interview zu führen. Dies gibt den Interviewten die Möglichkeit der freien Gestaltung und zwingt sie nicht in ein vorgegebenes Fragekorsett. Die WissenschaftlerInnen hingegen erhalten Einsicht in die als wesentlich erachteten – und daher erzählten – Aspekte eines Lebens. Es entsteht ein Gesamtbild mit all seinen Lücken, Auslassungen und Zurechtlegungen. Durch diese „indirekten“ Informationen können erzählte Fakten schließlich im individuellen Kontext analysiert und bewertet werden. Das heißt nicht, dass manche Erfahrungen weniger wahr sind als andere. Es bedeutet lediglich, dass es mehr als eine Wahrheit gibt. Als sich Elie Wiesel und Jorge Semprun über die Befreiung von Buchenwald unterhielten, stellten sie fest, dass sich ihre Erinnerungen nicht deckten, weil der eine (Semprun) sich als politischer Widerstandskämpfer zu diesem Zeitpunkt in der Nähe des Lagertores, der andere (Wiesel), von Auschwitz kommend, sich im „Kleinen Lager“ von Buchenwald befand und sehr krank war.¹⁰ Mit einem vorgefertigten, sich auf das Hauptinteresse beziehenden Fragenkatalog an ein Interview heranzugehen – d.h. keine Vor- und Nachgeschichte und damit keinen Kontext zu einer konkreten Situation zu erfragen, würde bedeuten, diese wesentlichen, die Erinnerung beeinflussenden Faktoren zu negieren. Nur so ist die Aussage verständlich, dass der Zeitzeuge der „natürliche Feind der Historiker“ sei.

ZeitzeugInnen sind eine wichtige Quelle für HistorikerInnen und SozialwissenschaftlerInnen. Es liegt daher nahe, sie zu befragen und so ihr Wissen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die interviewenden WissenschaftlerInnen selbst sind dabei mit zweierlei „Problemen“ konfrontiert. Zum einen – und dies trifft insbesondere für die primär an (historischen) Fakten Interessierten zu – möchten sie möglichst rasch, ohne viele „Ge-

¹⁰ Jorge Semprun, Elie Wiesel, *Schweigen ist unmöglich*, Frankfurt a.M. 1997, zit. nach Gottfried Kößler, *Teilhabe am Trauma? Zeitzeugen in der pädagogischen Annäherung an die Geschichte des Holocaust*, in: Eduard Fuchs, Falk Pingel, Verena Radkau (Hg./Innen), *Holocaust und Nationalsozialismus*, Wien 2002, S. 48-57, hier S. 53.

schichtchen“ und Gefühle rundherum, zu Informationen gelangen. Die nachteiligen Effekte sind weiter oben schon angesprochen worden. Zum anderen – ersteres könnte hierfür ebenfalls eine Ursache sein – besteht die nicht unberechtigte Angst bei den InterviewerInnen, durch die Befragung alte Wunden wieder aufzureißen und so eine sekundäre Traumatisierung zu verursachen. In Interviews (egal ob in klassischen Frage-Antwort-Interviews oder in lebensgeschichtlichen) besteht die Möglichkeit, dass die InterviewpartnerInnen ihr Trauma in sogenannten „flash backs“ wieder erleben und danach unruhig sind, schlecht schlafen oder träumen etc.¹¹ Als InterviewerIn kann man diese „flash backs“ nicht verhindern, aber einer sekundären Traumatisierung durch das Interview entgegenwirken. Die vermeintlich einfachste Lösung, nämlich traumatisierte Menschen nicht zu befragen, ist nicht notwendigerweise der richtige Weg. Denn jede/r InterviewpartnerIn gibt ihre/seine Zustimmung zum Interview – es kann also auch ein gewisses Redebedürfnis vorausgesetzt werden. Traumatisierte Menschen einfach nicht zu befragen würde zudem bedeuten, die vielfältigen Strategien dieser Menschen mit ihrem Trauma umzugehen und ihr Wissen zu negieren. Bewusst oder unbewusst legen jedoch auch InterviewerInnen Vermeidungsstrategien zum vermeintlichen Schutz der Interviewten – häufiger handelt es sich hierbei aber um Selbstschutz – an, indem entweder Erzählangebote von Seiten der Befragten nicht wahrgenommen werden, also nicht genauer nachgefragt wird, oder durch beschwichtigende Gesten der Erzählfluss unterbrochen und vom Thema abgelenkt wird. Gabriele Rosenthal warnt ausdrücklich vor einem derartigen Vorgehen und wendet sich dezidiert gegen die Auffassung vieler ihrer Kol-

11 Die Betroffenen erleben das Trauma in Form von so genannten „flash backs“ immer wieder. Dieses Wiedererleben ist willentlich nicht beeinflussbar. Es werden also Gefühle, Gerüche, Bilder, Affekte etc. – insbesondere in Ruhephasen und bei Reizarmut – reaktiviert. Als ein Schutzmechanismus ist daher zu verstehen, dass traumatisierte Menschen jene Orte, Gespräche oder Personen meiden, die an das Erlebnis erinnern. Symptomatisch ist auch die Unfähigkeit, sich wichtiger Aspekte des Traumas zu erinnern. (Vgl. Gabriele Fröhlich-Gildhoff, Psychosomatische Folgen von Traumatisierung, S. 79-81).

legInnen, dass es genüge, an der Oberfläche zu bleiben und dass die Interviewten nicht mit bohrenden Fragen belästigt werden sollten. Bezugnehmend auf den Umgang im Interview mit aufgrund sexueller Gewalt traumatisierten Überlebenden der Shoah¹² schreibt sie:

„Beziehen sich die erlebten Traumata auf sexuelle Gewalterfahrungen, dann setzt diese Tabuisierung noch viel stärker ein. Oft wird dabei die eigene Abwehr einer Konfrontation mit den traumatischen Erlebnissen auf die Überlebenden projiziert: Man glaubt, sie durch Vermeidung von Fragen vor ihren belastenden Erinnerungen oder gar dem psychischen Zusammenbruch zu schützen. Doch wenn wir uns als ZuhörerInnen im Gespräch mit traumatisierten Frauen und Männern nicht den schmerzhaften Details stellen, vielmehr nur in einer abstrakten, allgemeinen Weise darüber sprechen oder gar das Gespräch auf weniger belastende Themen lenken, dann tragen wir zur weiteren Verfestigung oder Institutionalisierung der Sprachlosigkeit bei. Damit haben wir Anteil an einer sekundären Traumatisierung der Überlebenden, die auf der Interaktion mit Überlebenden beruht und zur ersten Traumatisierung hinzukommt.“¹³

Sprechen ist heilsam, während auferlegtes Schweigen traumatisierend ist – so die Überzeugung von Rosenthal. Überlebende und deren Nachkommen brauchen Unterstützung bei der Thematisierung ihrer Verfolgungsvergangenheit bzw. derer ihrer Angehörigen – eine Hilfe, die ebenfalls SozialwissenschaftlerInnen geben können.

Wie erwähnt, sind die Methode des lebensgeschichtlichen Interviews und das konkrete Nachfragen bei schwierigen oder bislang tabuisierten Themen durchaus Möglichkeiten, um sekundäre Traumatisierung der Befragten im Interview zu ver-

12 Gabriele Rosenthal, Sexuelle Gewalt in Kriegs- und Verfolgungszeiten: Biographische und transgenerationale Spätfolgen bei Überlebenden der Shoah, ihren Kindern und EnkelInnen, in: Medica mondiale e.V., Marlies W. Fröse, Ina Volpp-Teuscher (Hg.), Krieg, Geschlecht und Traumatisierung. Erfahrungen und Reflexionen in der Arbeit mit traumatisierten Frauen in Kriegs- und Krisengebieten, Frankfurt/Main 1999, S. 25-56.

13 Ebenda, S. 25.

hindern. Wesentlich dabei ist jedoch, als dritter Aspekt, die Art des Nachfragens. Die Fragen dürfen den/die InterviewpartnerIn keinesfalls in die Enge treiben und sollten neue Erzählungen generieren. Die InterviewpartnerInnen sollten die Möglichkeit verspüren, auch die Antwort verweigern zu können. Eine bewährte Herangehensweise ist daher, das Gegenüber um Erlaubnis zu bitten, an dieser Stelle noch genauer nachfragen zu dürfen.

Sekundäre Traumatisierung von ForscherInnen

Nicht nur die interviewten ZeitzeugInnen sind durch die Forschungstätigkeit der Gefahr einer sekundären Traumatisierung ausgesetzt, sondern auch die WissenschaftlerInnen selbst. Ein Umstand, der meines Erachtens bislang nicht oder zu selten beachtet wird und die Qualität der Forschung bzw. das Leben jener, die sich über lange Zeit mit Verfolgung und Gewalt beschäftigen, maßgeblich beeinflusst. Ich möchte dies anhand persönlicher Erfahrungen ausführen.

Als ich 1998 gemeinsam mit meiner Kollegin Brigitte Halbmayr begann, lebensgeschichtliche Interviews mit Überlebenden des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück zu führen, arbeiteten wir bereits drei Jahre ehrenamtlich für die Österreichische Lagergemeinschaft Ravensbrück. Ihre Geschichten waren uns zum Teil bekannt, wir wussten um ihre Stärken ebenso wie um die Schwierigkeiten, das erfahrene Leid wieder in Erinnerung zu rufen, und ahnten ihre Verletzlichkeiten. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir selbst bereits erfahren, dass es durchaus belastend sein kann, solchen Erzählungen zu folgen. Vor diesem Hintergrund war es nahe liegend – wenn auch im geschichtswissenschaftlichen Bereich ein Novum – sich für das lebensgeschichtliche Forschungsprojekt eine psychologische Begleitung zu suchen. Die psychologische Unterstützung fanden wir schließlich über ESRA¹⁴ bei der Psychotherapeutin Mag. Traude Tauber –

14 ESRA ist ein „Zentrum für psychosoziale, sozialtherapeutische und soziokulturelle Integration“ sowie eine „Ambulanz für Spätfolgen und Erkrankungen des Holocaust- und Migrations-Syndroms“ in Wien.

auch für ESRA war die Supervision von WissenschaftlerInnen Neuland.

Wie gestaltete sich nun die Supervision? Man würde vermuten, dass die Lebensgeschichten der Frauen und Männer, die wir in diesen fünf Jahren interviewten, zentrales Thema der Supervision gewesen sind. Dem war aber nicht so – was uns selbst überraschte. In den ersten Supervisionsstunden setzten wir uns in erster Linie mit unserer Angst auseinander, unseren Interviewpartnerinnen durch die Interviews neuerliches Leid zuzufügen und Retraumatisierungen oder sekundäre Traumatisierungen zu verursachen. Mit ihrem umfangreichen Fachwissen vermittelte uns die Supervisorin gleichzeitig „Fragetechniken“, die helfen, derartigen Folgen von Interviews vorzubeugen. Sie griff dabei immer auf unsere bisherigen Interviewerfahrungen und -techniken zurück und ergänzte diese um eigene Erfahrungen und Einsichten. Mit diesem Vorgehen bestärkte sie uns nicht nur in unserer Arbeitsweise und unserem Selbstvertrauen, sie bereicherte damit auch unser Wissen um Traumatisierung; ein Wissen, das speziell in Hinblick für die Interviewführung, aber auch für die Analyse der Interviews von großer Bedeutung war und ist. Im Rahmen des Forschungsprojektes zu sexualisierten Gewalterfahrungen von Überlebenden war dieser Themenkomplex erneut sehr wichtig. Wie stellt man Fragen über ein Thema, das derart tabuisiert ist? Wie weit dürfen unsere Fragen gehen, ohne auf der einen Seite den Eindruck des Exhibitionismus zu erwecken und auf der anderen Seite die Befragten durch unser Nicht-Fragen erneut zu verletzen?

Wissenschaft bzw. wissenschaftliches Arbeiten bedeutet nicht nur objektive Auseinandersetzung mit Sachverhalten. Die wissenschaftliche, sozialhistorische Arbeit ist oftmals gerade bei ZeitzeugInneninterviews eine Gratwanderung zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und psychologischer „Betreuung“ bzw. Konfrontation mit „Betreuungswünschen“. Als SozialwissenschaftlerInnen mit eingeschränkten psychologischen Kenntnissen fühlten wir uns dadurch (vielfach) überfordert. Durch die Zusammenarbeit mit ESRA haben wir versucht, unseren Teil der Verantwortung zu übernehmen, indem wir dafür professionelle Hilfe suchten, eine Tatsache, die uns als Wissen-

schafterinnen stark entlastete und gleichzeitig sehr bereichernd für unsere Arbeit war.

Dass HistorikerInnen und SozialwissenschaftlerInnen, die sich mit der nationalsozialistischen Verfolgung und der Shoah beschäftigen (egal ob in Form von Akten, schriftlichen Zeugnissen oder Interviews), selbst der Gefahr der sekundären Traumatisierung ausgesetzt sind, wird meist zu wenig, wenn überhaupt beachtet. In der Supervision wurde unsere Aufmerksamkeit auch immer wieder auf diesen Aspekt gelenkt und die Notwendigkeit verdeutlicht, ihn ernst zu nehmen..

Als wir im Jahr 2005 mit dem Forschungsprojekt „Namentliche Erfassung von österreichischen Frauen und Männern im Konzentrationslager Ravensbrück“ begannen, waren wir der Meinung, dass die primär „bürokratische“ Tätigkeit der Namensrecherchen in den diversen Archiven weitaus weniger belastend seien als das Anhören von traumatisierenden Verfolgungsgeschichten – es wurde daher auch keine Supervision eingeplant. Wir sollten uns irren. Spätestens dann, als ich wochenlang Daten ergänzte, Name um Name, Haftzeit um Haftzeit, Sterbedatum um Sterbedatum in die Datenbank eintrug, realisierte ich den Irrtum. Das persönliche, individuelle und doch so viele betreffende Leid, die unsägliche Gewalt, die Frauen, Männern, Kindern, Alten und Jungen angetan wurde, ließ bzw. lässt sich nicht mit den kühlen Zahlen zudecken. Niedergeschlagenheit, Trauer und schlechte Träume stellten sich bald wieder ein. Nicht zurückdrängen ließen sich auch Assoziationen, hier die Tätigkeit der Nazis nachzuvollziehen: Am Schreibtisch sitzend, akribisch Daten suchend und erfassend – nur mit dem wichtigen und entscheidenden, aber dennoch nicht wirklich entlastenden Unterschied, Menschen nicht für die Vernichtung zu registrieren, sondern durch gewissenhafte Recherche nach Daten ihnen ein Stück Leben zurückzugeben. Der lange Schatten des Nationalsozialismus (und der Revisionisten) „zwingt“ einen, deren Arbeit bis zu einem gewissen Grad nachzuvollziehen. Damit ist ein Teil der Belastung durch diese Tätigkeit erklärt. Hinzu kommt, dass abstrakte Zahlen „Gesichter“ und Geschichten bekommen, das intellektuelle Wissen um die Verfolgung und den Massenmord damit auch emotional besetzt wird. Wie sich dann

in der doch in Anspruch genommenen Supervision herausstellte, phantasierten wir die von der nationalsozialistischen Verfolgung Betroffenen durch die Beschränkung auf Akten/Dokumente fast ausschließlich als Opfer, wohingegen im direkten Kontakt mit Überlebenden neben deren Verletztheit auch deren Stärken, Humor und die positiven Aspekte ihres Lebens sichtbar und spürbar sind.

Eine psychologische Begleitung während des Forschungsprozesses trägt meines Erachtens dazu bei, aus diesem als Person unversehrt herauszugehen, ermöglicht eine Balance von Empathie und Distanz und stärkt nicht zuletzt die Reflexionsfähigkeit in Bezug auf das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse.

Abschließende Anmerkungen

Wenngleich der Einfluss von Traumatisierungen auf den Forschungsprozess hier primär anhand des Themenbereiches Nationalsozialismus und Holocaust abgehandelt wurde, ist meiner Ansicht nach eine Auseinandersetzung bzw. Berücksichtigung von Trauma und Traumatisierung auch in Forschungsfeldern notwendig, in denen die Verstrickung der österreichischen Gesellschaft nicht in dem Maße gegeben ist wie im Falle der nationalsozialistischen Verfolgung und Vernichtung.¹⁵

Dieser Aufsatz ist ein Plädoyer für interdisziplinäre Forschung oder zumindest die Arbeit in Forschungsteams, in denen Zeit erübrigt wird, über Belastendes und Unglaubliches zu reden. Der Beitrag ist auch eine Empfehlung, psychotherapeutische Supervision als integralen Bestandteil in den Forschungsprozess aufzunehmen; diese schärft zum einen das Bewusstsein dafür, einen Teil der Verantwortung in Bezug auf mögliche Folgen der Forschung tragen zu müssen und erleichtert zum anderen den Umgang mit dieser Verantwortung. Zudem kann durch ein erhöhtes Maß an Selbstreflexion, der Anspruch auf höchstmögliche wissenschaftliche Objektivität eher erfüllt werden.

15 Beispiele hierfür wären Studien zu Asyl, Flucht, sexuellen Missbrauch und anderen Formen von Gewalt.

Nadja Danglmaier

Schweigen oder sprechen? **Intergenerative Kommunikation in Familien Überlebender des Holocaust**

Wie verläuft in Familien österreichisch-jüdischer Holocaust-Überlebender die Kommunikation über ihre Erfahrungen und Erlebnisse zur Zeit des Nationalsozialismus? Diese Frage beschäftigt mich bereits lange vor dem Beginn meines Interviewprojektes in den USA. Meine naive Überlegung war, den Opfern müsse es doch leichter fallen, mit ihren Kindern über ihre Vergangenheit zu sprechen, als den Tätern. Sie haben doch nichts zu verheimlichen, zu verdecken und unter den Teppich zu kehren. Doch nachdem ich begonnen hatte, mich ein wenig näher mit der Thematik der intergenerativen Kommunikation in Familien von Holocaust-Überlebenden zu beschäftigen, wurde mir schnell klar, welche schwer überwindbare Barrieren eine offene Kommunikation in den betroffenen Familien verhindern.

Forschungsaufenthalt in den USA – ein schwieriges Vorhaben und dessen Realisierung

Die Grundlage meiner Forschung bildete ein dreimonatiger Aufenthalt in den USA, bei dem ich vor allem zwei Schwerpunkte verfolgte: Einerseits interviewte ich Holocaust-Überlebende österreichischer Herkunft, ihre Kinder und Enkel, andererseits arbeitete ich am „Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies“ an der Yale University in New Haven, Connecticut, mit Videoaufzeichnungen von Interviews mit Holocaust-Überlebenden. Dieses Archiv hat es sich zur Aufgabe gemacht, Zeugnisse von Überlebenden in aller Welt aufzuzeichnen und so für die Nachwelt zu sichern. Außerdem verfolgen der Gründer dieses Archivs, der Psychoanalytiker Dr. Dori Laub und seine Mitarbeiter, einen therapeutischen Ansatz, indem sie davon ausgehen, dass das Ablegen eines Zeugnisses für die Betroffenen eine

heilende Wirkung haben kann, indem sie Belastendes ablegen.¹ Die Überlebenden werden als Experten für ihre persönlichen Geschichten angesehen, die eine bedeutende Ergänzung zu den historischen Fakten darstellen. Sie bekommen die Möglichkeit, in einen Dialog mit dem Interviewer/der Interviewerin sowie mit dem potentiellen Publikum zu treten.² Dadurch wird ihnen nicht nur eine Stimme, sondern auch „ein Gesicht“ gegeben.³ Für jene Personen, die das Zeugnis vor der Kamera ablegen, ist dies ein schwieriger Prozess. Nach einem jahrelangen Versuch des Verdrängens sollen die Erfahrungen nun in eine Geschichte verpackt werden. Vieles ist unbeschreiblich und unaussprechbar. Doch oft kommt es im Erzählprozess zu einer Kettenreaktion von Erinnerungen.

Das Zeugnis ist also kein fertiger Text, sondern ein Prozess, der sich während des Sprechens vollzieht.⁴ Besonders jetzt, wo die Holocaust-Überlebenden in ein hohes Alter eingetreten sind und nach Elie Wiesel „die am meisten gefährdete Menschenart der Welt“⁵ sind, gewinnt das mittlerweile über 4000 Zeugnisse umfassende Videoarchiv an Bedeutung:

„*The Archive stands as a living memorial to counteract forgetfulness, ignorance and malicious denial.*“⁶

Ich konzentrierte mich im Archiv auf die Analyse von Videoaufzeichnungen von österreichischen Überlebenden, die sich im Laufe ihres Zeugnisses zur Kommunikation über ihre Vergangenheit innerhalb der eigenen Familie äußerten.

Neben meiner Tätigkeit am „Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies“ besuchte ich österreichische Holocaust-Überlebende, um sie zum Umgang mit ihren Erlebnissen innerhalb der eigenen Familie zu befragen. Dieses Vorhaben gestaltete sich anfänglich ziemlich schwierig, weil es unmöglich war, bereits vor meiner Abreise in die USA von Österreich aus Kontakte zu potentiellen InterviewpartnerInnen aufzunehmen. Ich war

1 Vgl. Rosenthal 1995, S.174 ff.

2 Vgl. Laub 2002, S.262 ff.

3 Vgl. Hartman 1999, S.212.

4 Vgl. Laub 2002, S.262 ff.

5 Elie Wiesel zit. nach Flanzbaum 2002, S.102.

6 www.library.yale.edu/testimonies/

bemüht, Kontaktadressen über unterschiedliche Organisationen zu bekommen, doch aus Datenschutzgründen durften mir diese keine Adressen aushändigen. So flog ich schließlich mit großen Unsicherheitsgefühlen in die USA, da ich zwar gut auf die Interviews vorbereitet war, jedoch nicht wusste, ob ich überhaupt InterviewpartnerInnen finden würde. Aus diesem Grund verbrachte ich die ersten Wochen in Connecticut und New York damit, Holocaust-Überlebende österreichischer Herkunft ausfindig zu machen. Ich wandte mich dazu an jüdische Gemeinden, besuchte jüdische Altersheime und versandte e-mails und Briefe mit der Beschreibung meines Vorhabens an die verschiedensten Organisationen und Personen. Die Mühe lohnte sich. Schon bald hatte ich Kontakt zu insgesamt sechs Holocaust-Überlebenden, die alle in Wien aufgewachsen waren.

Doch mein Problem war damit noch nicht gelöst: Mein ursprünglicher Plan war es gewesen, drei Generationen derselben Familie zu befragen. Schon bald stellte sich heraus, dass die Überlebenden, die sich bereit erklärten, mich zu treffen, keinesfalls wollten, dass ich Kontakt zu ihren Kindern und Enkeln aufnehme. So musste ich mein Vorhaben ändern und Angehörige der zweiten und dritten Generation ausfindig machen, was mir sehr schnell über die Aussendung eines e-mails an sämtliche Mitarbeiter und Studenten der Yale University gelang. Schlussendlich traf ich dann auch Kinder und Enkel österreichischer Holocaust-Überlebender, jedoch konnte ich nicht wie geplant drei Generationen einer Familie befragen, da auch die Angehörigen der zweiten und dritten Generation nicht wollten, dass ich ihre Eltern oder Großeltern kontaktierte.

Schweigen, um zu schützen

Die Auflage meiner InterviewpartnerInnen, die mir nicht erlaubten, Kontakt zu ihren Familien aufzunehmen, kann als ein erstes Ergebnis meiner Forschung betrachtet werden. In den Familien Holocaust-Überlebender herrscht ein wechselseitiger Schutzmechanismus vor, der zur Blockade einer offenen Kommunikation führt. Die Eltern wollen ihre Kinder nicht mit ihrer Geschichte belasten und denken, durch ihr Schweigen wären

die Kinder geschützt. Die Kinder hingegen beschäftigt die Vergangenheit der Eltern sehr wohl, sie sprechen das Thema in der Familie nur nicht an, um wiederum die Eltern nicht zu belasten und sie nicht an ihre traumatischen Erlebnisse zu erinnern. So beschäftigt sich jede Generation für sich mit der Vergangenheit und bezieht die andere nicht mit ein. Die Kommunikation in den Familien ist durch dieses Verhalten massiv gestört.

Eine Auflösung dieser schwierigen Verstrickung konnte ich sehr deutlich mit dem Erwachsen-Werden der Enkelkinder der Überlebenden feststellen. Diese sind durchaus interessiert am Schicksal ihrer Großeltern und haben keine so starken Hemmungen nachzufragen, wie dies bei ihren Eltern noch der Fall ist. Das Interesse der Enkelgeneration wird hauptsächlich durch den Schulunterricht oder Medien geweckt. „Schindlers Liste“ oder „Das Tagebuch der Anne Frank“ sind nur zwei der wichtigen Auslöser von Interesse an der eigenen Familiengeschichte. Von den Überlebenden wird der Wissensdurst ihrer Enkel durchaus begrüßt und positiv gesehen, obwohl sie der Meinung sind, die Enkel seien viel zu sehr mit ihrem eigenen Leben beschäftigt, um sich intensiv der Vergangenheit ihrer Großeltern zuzuwenden. Auch durch die zeitliche Entfernung und das völlig andere Leben der jüngeren Generationen wäre es schwierig, über die sachlichen Informationen hinaus etwas zu vermitteln, bekam ich immer wieder zu hören. Thea R., eine Holocaust-Überlebende, versuchte mir das folgendermaßen zu verdeutlichen:

„(...) Sie wissen alles. Aber sie haben es nicht am selben Körper gespürt, das ist komplett anders. (...) Wenn du einen Fuß verlierst, oder wenn du eine Hand verlierst, der nächste kann nicht wissen, wie sich das anfühlt, verstehst du?“⁷

Schweigen für ein neues Leben

Nach der Ankunft in den USA richteten die Überlebenden sämtliche Energie auf den Neubeginn. Eine günstige Wohnung und ein Arbeitsplatz mussten gefunden, die fremde Sprache gelernt und ein neuer Bekanntenkreis aufgebaut werden. Viele bekamen

⁷ Vgl. Interviewtranskription Jack und Thea R. von Nadja Danglmaier, 27.10.2004.

kurz nach ihrer Emigration ihr erstes Kind, der Fokus wurde auf die Zukunft in der neuen Heimat gerichtet, die Vergangenheit hingegen wurde zu verdrängen versucht. Im Zuge dessen wurde in der Familie kaum über die Zeit vor dem Neubeginn in den USA kommuniziert. Obwohl beide, Thea und Jack, Überlebende von Konzentrationslagern sind, haben sie auch untereinander kaum über ihre Leidensgeschichten gesprochen und schon gar nicht mit ihrer Tochter:

*„Wir haben nicht darüber gesprochen. (...) Nein, wir haben nix erzählt,“*⁸ erklärte mir Jack und Thea bekräftigte:

*„Wir versuchen ein ganz normales Leben zu leben und nicht bitter zu sein. (...) So, nachdem wir´s überlebt haben und nach ein paar Jahren haben wir ein normales Leben begonnen; (...) im Allgemeinen ist das ein neues Leben.“*⁹

Vor allem über die Grausamkeiten der Nazis und das Schicksal der ermordeten Familienangehörigen wurde nicht geredet. Wann immer von früher gesprochen wurde, dann von der Zeit vor der Machtergreifung Hitlers, von der Kindheit und Jugend in Wien. Oskar G. beschrieb im Interview, was er und seine Frau den Kindern aus ihrem früheren Leben in Österreich erzählten:

*„(...) Was man gegessen hat, was die Mutter gekocht hat, oder was einem passiert ist beim Fußball, oder Kleinigkeiten, Anekdoten am besten (...).“*¹⁰

Eine Belastung der Kinder sollte unbedingt vermieden werden; am besten sie würden nichts über die Verfolgung der eigenen Eltern in Europa und den Grund für die Emigration in die USA erfahren. Thea R. brachte das sehr deutlich zum Ausdruck:

*„(...) Ich muss sagen, wir haben sie (die Tochter; N.D.) nicht beschweren wollen mit dieser ... mit der Vergangenheit. (...) Ja, wir wollten nicht, wir ... wir haben gewusst, als Kind sie kann das doch nicht verstehen.“*¹¹

8 Vgl. Interviewtranskription Jack und Thea R. von Nadja Danglmaier, 27.10.2004.

9 Vgl. Interviewtranskription Jack und Thea R. von Nadja Danglmaier, 27.10.2004.

10 Vgl. Interviewtranskription Oskar und Alice G. von Nadja Danglmaier, 13.10.2004.

11 Vgl. Interviewtranskription Jack und Thea R. von Nadja Danglmaier, 27.10.2004.

Leben mit einem Tabu

An den beiden Dimensionen „Schweigen, um zu schützen“ und „Schweigen für ein neues Leben“ lässt sich ganz klar ablesen, dass in den Familien Überlebender des Holocaust das Schweigen gegenüber dem Sprechen dominiert. Interessant erscheint mir hierbei, genauer hinzusehen, ob der Versuch der ersten Generation, ihre Kinder vor der grausamen Wahrheit zu schützen, gelang.

Durch meine Interviews mit Kindern von Überlebenden konnte ich hinsichtlich dieser Frage zu einem eindeutigen Ergebnis kommen: Der Versuch der Eltern, die Kinder vor der Vergangenheit zu bewahren, misslang vollkommen. Obwohl die Kinder kaum bis gar keine Informationen über die Vergangenheit ihrer Eltern bekamen, wussten sie doch immer, dass vor ihrer Geburt etwas Schreckliches vorgefallen war, es jedoch nicht erlaubt ist, Fragen darüber zu stellen.

Dieses in Familien von Holocaust-Überlebenden weit verbreitete Phänomen lässt sich gut am Beispiel von Matthew B., dem Sohn eines Wiener Überlebenden, demonstrieren. Der Vater sprach nicht über seine Vergangenheit; er war 1939 in Dachau interniert gewesen und konnte 1940 im letzten Moment in die USA entkommen. Matthew versuchte zu beschreiben, wie ihm bereits als Kind bewusst war, dass etwas passiert ist, worüber man nicht spricht. Ohne viele Worte wurde ihm in der Familie vermittelt, keine Fragen zu stellen.

„(...) there is a knowledge (...) that something happened. And there is a deep, unarticulated (...) appreciation (...) that you do not talk about it or a conspiracy of silence. (...) it's in the air in the house. It's kind of like clearly something happened and clearly nobody is talking about it.“¹²

Matthew B. sprach von einer „conspiracy of silence“, einer Verschwörung des Schweigens. Alle Familienmitglieder nehmen an dieser teil, keiner bricht das ungeschriebene und unausgesprochene Gesetz der verbotenen Kommunikation über die Ver-

12 Vgl. Interviewtranskription Matthew B. von Nadja Dangelmaier, 02.11.2004.

gangenheit. Das Tabu ist ein Teil des Lebens, es ist stets präsent und verhindert das Stellen von Fragen.

In Matthews Familie kam es sehr spät doch noch zu einer direkten Kommunikation mit dem Vater. Als dieser bereits sehr alt und krank war, ließ er seinen Sohn und seine Tochter zu sich kommen und erzählte ihnen erstmals die Chronologie der Ereignisse. Emotionen blieben völlig ausgeklammert, berichtet wurde nur, was sich wann und wo ereignet hatte und wie dem Vater schließlich die Flucht in die USA gelang.

Auslöser für das Öffnen eines familiären Dialogs können einerseits das hohe Alter und somit das baldige Ableben der ersten Generation sein, andererseits aber auch das Ablegen eines Zeugnisses, etwa für ein Videoprojekt oder eine wissenschaftliche Arbeit. Thea und Jack R. beispielsweise ließen ihr Zeugnis von der Shoah Foundation von Steven Spielberg dokumentieren. Das dabei entstandene Video zeigten sie sowohl ihrer Tochter als auch ihren Enkelsöhnen, wodurch sich der Dialog innerhalb der Familie öffnete und Fragen gestellt werden konnten.

Die alte Heimat Österreich im neuen Leben in den USA

Alle Holocaust-Überlebende, die ich in den USA interviewte, haben heute, Jahrzehnte nach ihrer Emigration, noch immer eine starke Bindung zu Österreich. Das Land der Kindheit und Jugend wird regelmäßig besucht, wobei der erste Besuch für die meisten emotional sehr schwierig war und lange hinausgezögert wurde. Oskar G., dessen Eltern nicht rechtzeitig emigrieren konnten und von den Nazis ermordet wurden, reiste erst in den 60er Jahren zum ersten Mal nach seiner Flucht nach Wien. Dieser Besuch war für ihn mit einer großen Nervosität verbunden, wie er mir unter Tränen versuchte zu beschreiben:

„Das erste Mal, ich konnte mich nicht rasieren, ein schlechter Moment, das war ein schlechter Moment, das war der schlechteste Moment, das erste Mal.“¹³

Thea und Jack R. zieht bis heute jährlich die Sehnsucht nach

13 Vgl. Interviewtranskription Oskar und Alice G. von Nadja Danglmaier, 13.10.2004.

der früheren Heimat nach Wien. Einerseits spüren sie noch immer eine starke Verbundenheit mit Österreich, andererseits fühlen sie sich bis heute entwurzelt und versetzt, wie Thea zu erklären versuchte:

„(...) Manchmal hab ich so Sehnsucht. (...) Österreich ist für uns, wo wir aufgewachsen sind. (...) Wir sitzen gern im Schweizerhaus im Prater dort und essen Gulasch oder Wiener Schnitzel und trinken ein dunkles Bier. Wir fühlen uns sehr wohl. But, das ist unser Haus jetzt (ihr Haus in Amerika, N.D.). Das geht jedem so, wir sind ja versetzt.“¹⁴

So gern die jüdischen Altösterreicher bis heute die Orte ihrer Kindheit und Jugend besuchen, sie können sich nicht vorstellen, wieder dort zu leben:

„Nein, nie mehr. Nie mehr. Ich kann das nicht, ich kann nicht vergessen.“¹⁵

Die spontane Reaktion von Regina S. auf meine Frage nach einem Leben in Österreich nach 1945 zeigt, dass sich in der Erinnerung die Vergangenheit nicht auslöschen lässt.

Den Kindern der Überlebenden sind die Besuche ihrer Eltern in Österreich oft unverständlich. So etwa den Söhnen von Oskar und Alice G., wie mir Oskar berichtete:

„(...) Die Kinder haben größeren Hass wie wir auf die Österreicher. (...) Die haben oft gesagt: ‚Was fährst denn immer noch nach Wien, die haben deine Eltern umgebracht?‘“¹⁶

Traditionen über Kontinente hinweg

Ein Punkt, der mich persönlich bei den Interviews sehr interessierte, war die Frage nach österreichischen Traditionen und ihrer Beibehaltung nach der Emigration. Interessanterweise konnte ich eine starke Tendenz finden, kleine Teile des vertrauten Wiener Alltags in das neue Leben in den USA zu integrieren und diese über Jahrzehnte hinweg beizubehalten. Bei Thea und Jack

14 Vgl. Interviewtranskription Jack und Thea R. von Nadja Danglmaier, 27.10.2004.

15 Vgl. Interviewtranskription Theodor und Regina S. von Nadja Danglmaier, 14.10.2004.

16 Vgl. Interviewtranskription Oskar und Alice G. von Nadja Danglmaier, 13.10.2004.

R. etwa wird bis heute nur Julius Meinl Kaffee getrunken und regelmäßig ein Gugelhupf für den Nachmittagskaffee gebacken. Auch Oskar G. lebt bis heute so manche Wiener Tradition mitten in New York :

„Wir haben das nie aufgehört. Wir hören noch immer die Wiener Musik, wir essen noch immer Schnitzel (...), um ehrlich zu sein, (...) man hat sich nicht viel geändert.“¹⁷

Manche dieser österreichisch geprägten Lebensformen gehen bereits mit der zweiten Generation verloren, andere werden sogar bis zu den Enkeln überliefert und sind denen gut bekannt. Nadine S., Enkelin eines Wiener Holocaust-Überlebenden, erinnerte sich an einen Kinderreim, den sie als Kind immer wieder von ihrem Großvater hörte:

„(...) he always would put us on his knee and sing: „Hoppa, hoppa Reiter“.“¹⁸

Hat die Erinnerung eine Zukunft?

Bereits in einigen Jahren werden die letzten Zeitzeugen verstorben und somit Informationen aus ersten Hand für uns Nachgeborene nicht mehr verfügbar sein. Doch was dann? Werden Archive und Bücher ausreichen, um die Erinnerung an den Holocaust wach zu halten? Ich persönlich denke, die Zukunft der Erinnerung liegt vor allem in den Händen der jüngeren Generationen. Nur wenn sie an ihre Nachkommen weitergeben, was sie von ihren Eltern und Großeltern gehört haben, kann eine lebendige Erinnerungstradition entstehen.

Die Kinder und Enkel der Holocaust-Überlebenden versicherten mir in den Interviews, sie hätten sich sehr wohl vorgenommen, mit ihren Kindern über die Vergangenheit der eigenen Familie zu sprechen, jedoch sehen sie sich diesbezüglich mit unterschiedlichen Schwierigkeiten konfrontiert: Die einen wissen selbst kaum etwas über die Geschichte ihrer Familie, da ihre Eltern nie offen mit ihnen gesprochen haben, die anderen meinen,

17 Vgl. Interviewtranskription Oskar und Alice G. von Nadja Danglmaier, 13.10.2004.

18 Vgl. Interviewtranskription Nadine S. von Nadja Danglmaier, 08.11.2004.

sie könnten nur Fakten vermitteln, die Emotionen ließen sich nicht weitergeben, weil es einfach keine Wörter dafür gäbe. Der Wille, die Erinnerung am Leben zu erhalten, ist also durchaus da, dieses Vorhaben wird aber als ziemlich schwierig eingeschätzt.

Und wie sehen die Holocaust-Überlebenden selbst die Zukunft der Erinnerung an ihre Leidensgeschichte? Eher pessimistisch, würde ich sagen. Sie befürchten, dass nach ihrem Tod, die Erinnerung aus zwei Gründen bald verblassen wird: Zum einen, weil sie glauben, die Menschen wären generell vergesslich und auf die Zukunft fokussiert, zum anderen, weil sie der Meinung sind, die jungen Leute wären zu sehr mit ihrem eigenen Leben beschäftigt, um sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen.

Die Interviews als Hoffnungszeichen und emotionale Herausforderung

Ich denke, dass meine Interviews mit österreichischen Holocaust-Überlebenden aus mehreren Gründen von großer Bedeutung sind. Der wohl wichtigste ist das Bezeugen von Interesse am Schicksal der in Österreich Verfolgten und Vertriebenen. Die Freude darüber, Besuch von einer jungen Österreicherin zu erhalten, die Interesse an ihrer Geschichte zeigt, wurde immer wieder von meinen InterviewpartnerInnen ausgedrückt. Mein Zuhören weckte in ihnen die Hoffnung, in Zukunft nicht vergessen zu werden und dass die Erinnerung an ihr Schicksal bewahrt wird. Sie legten in mich die Zuversicht, ihre Erinnerungen weiterzugeben und sie somit vor dem Vergessen zu schützen. Thea R. drückte diese Dankbarkeit und Hoffnung ganz offen aus:

„(...) Ich finde, das was du machst, ich finde das sehr bewundernswert und ich bin..., ich muss dir danken im Namen von allen, weil was du tust, ist eine sehr wichtige Arbeit (...), wichtig für dich und wichtig auch für die Kinder.“¹⁹

Bekundungen von Anerkennung wie diese, beflügelten meine Motivation für das Forschungsvorhaben enorm und meine Überzeugung, damit etwas Sinnvolles zu leisten, wuchs stetig. Gleich-

¹⁹ Vgl. Interviewtranskription Jack und Thea R. von Nadja Dangelmaier, 27.10.2004.

zeitig war die Beschäftigung mit dem Holocaust und vor allem das Anhören der Grausamkeiten aus dem Mund jener, die sie erleben mussten, für mich oft äußerst schwierig. Dadurch war meine Arbeit begleitet von Emotionen, die oft unkontrollierbar über mich hereinbrachen, weswegen es mir teilweise nicht mehr gelang, eine wissenschaftliche Distanz zum Gehörten einzuhalten. Das zwang nicht nur mich sondern auch die Menschen in meiner direkten Umgebung zu lernen, mit meinen Erschütterungen umzugehen.

Tabuisierung und Schweigen können unmöglich positive Auswirkungen nach sich ziehen. Sie bewirken eine gestörte Kommunikation und führen zu einem Beiseiteschieben der Vergangenheit. Nur durch eine offene Gesprächsbereitschaft, sowohl innerhalb der Familien als auch auf gesellschaftlicher Ebene, kann die Erinnerung konstruktiv genutzt und als Teil der Geschichte ins eigene Leben integriert werden. Wichtig erscheint mir festzustellen, dass diese Schlussfolgerung nicht nur für Holocaust-Überlebende und ihre Nachkommen sondern für uns alle gilt. Auch in Österreich muss weiter daran gearbeitet werden, das Schweigen über die Zeit des Nationalsozialismus zu brechen, die Erinnerung zuzulassen und den intergenerativen Dialog zu fördern, auch wenn das mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Literatur

- Flanzbaum, Helene: Die Amerikanisierung des Holocaust. In: Huhnke, Brigitta/ Krondorfer, Björn (Hrsg.): Das Vermächtnis annehmen. Kulturelle und biographische Zugänge zum Holocaust – Beiträge aus den USA und Deutschland. Gießen 2002, S. 91-112.
- Hartman, Geoffrey: Der längste Schatten. Erinnern und Vergessen nach dem Holocaust. Berlin, 1999.
- Laub, Dori: Erinnerungsprozesse bei Überlebenden und Tätern. In: Huhnke, Brigitta/ Krondorfer, Björn (Hrsg.): Das Vermächtnis annehmen. Kulturelle und biographische Zugänge zum Holocaust – Beiträge aus den USA und Deutschland. Gießen 2002, S. 251-274.
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung. Frankfurt am Main/ New York 1995.
- Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies: www.library.yale.edu/testimonies/ vom 15.10.2004.

Hans Haider

Abschied von Helene Weiss – die „Sidonie“ von Klagenfurt

Ein Bericht über die Erarbeitung und Gestaltung einer Lesung mit den SchülerInnen der vierten Klasse der Hauptschule 4 in Villach. Damit wollten wir an das Schicksal von Helene Weiss erinnern, an ein dreizehnjähriges Mädchen, Angehörige der Volksgruppe der Sinti, das im Jahre 1941 den Zieheltern von den Nazis weggenommen, deportiert und ermordet wurde. Die Lesung wurde am 24. Oktober 2005 bei der alljährlichen Gedenkfeier beim Mahnmal für die „Opfer für ein freies Österreich“ am Friedhof Annabichl in Klagenfurt vorgetragen.

Zu den historischen Tatsachen

Im April 1941 sind 50 Personen aus Kärnten, Angehörige der Volksgruppe der Sinti, von der Kripo Linz aufgegriffen und in das „Zigeunerlager“ Weyer in Oberösterreich eingeliefert worden. Im Oktober 1941 wurden von der Polizei in Villach 65 Sinti verhaftet, mit Lastwagen auf die Polizeistation gebracht und anschließend in das Konzentrationslager Lackenbach in Burgenland deportiert. Im November 1941 sind 14 Personen aus Klagenfurt, ebenfalls Angehörige der Volksgruppe der Sinti, in das Lager Lackenbach eingeliefert worden. Darunter war auch Helene Weiss, ein dreizehnjähriges Mädchen. Organisiert und durchgeführt wurden die Deportationen der Kärntner „Zigeuner“ von der Kriminalpolizei Klagenfurt und Villach. Verantwortlich für die Durchführung war Kriminalinspektor Karl Malle aus Klagenfurt.

Im Jahre 1946 haben Margarete und August Sommer, die Zieheltern von Helene Weiss, in der Hoffnung ihre Tochter wieder zu finden, ausführlich die Umstände der Wegnahme und Deportation ihrer Tochter geschildert. Diese Schilderungen, ein erschütterndes Zeitdokument, wurden vom damaligen KPÖ-Sekretär

und Volksstimme-Redakteur Josef Nischelwitzer genau protokolliert. In diesem Protokoll wurde Kriminalinspektor Karl Malle schwer belastet. Anschließend hat die KPÖ-Kärnten gegen Kriminalinspektor Karl Malle, der sich noch immer im Dienst befand, Anzeige bei der Staatsanwaltschaft Klagenfurt eingebracht. Die Anzeige wurde jedoch niedergeschlagen und es kam nie zu einer Gerichtsverhandlung. Es wäre dies eine der wenigen Möglichkeiten gewesen, die Deportationen der Kärntner Sinti öffentlich vor Gericht zur Sprache zu bringen. Immerhin sind insgesamt an die 300 Sinti aus Kärnten in verschiedene Konzentrationslager deportiert worden und nicht mehr zurückgekehrt. Eine öffentliche Diskussion hat es darüber in Kärnten nie gegeben. Karl Malle wurde im Jahre 1950 zum Leiter der Kriminalpolizei Klagenfurt ernannt.

Der Name von Helene Weiss scheint weder in den Tagebüchern von Lackenbach, noch in den Sterbebüchern von Auschwitz auf. Da wir aber wissen, dass im November 1941 vier Transporte, mit insgesamt 5000 Personen, von Lackenbach nach Polen in das Ghetto von Lodz durchgeführt wurden, können wir vermuten, dass Helene Weiss dabei war. In diesem Fall ist Helene Weiss entweder im Ghetto von Lodz umgekommen oder sie wurde später im Vernichtungslager Chelmno (Kulmhof) umgebracht.

Zur Entstehung der Lesung

Vor allem das von Josef Nischelwitzer penibel genau verfasste Protokoll über die Deportation von Helene Weiss, über das verzweifelte und vergebliche Bemühen der Zieheltern das zu verhindern, hat mich sehr berührt. Zusammen mit der Kollegin Reinhilde Schütz, Lehrerin für Deutsch und Leibesübungen in einer Hauptschule in Villach, entstand die Idee, daraus eine Lesung mit SchülerInnen zu machen und öffentlich vorzutragen. Da Helene Weiss zur Zeit ihrer Deportation gerade dreizehn Jahre alt war, hielten wir es für angebracht, die Lesung mit gleichaltrigen Buben und Mädchen, also mit einer 3. oder 4. Hauptschulklasse, durchzuführen.

Wir entschieden uns für die 4. Klasse, eine Integrationsklasse,

in der die Kollegin Deutsch und Leibesübungen unterrichtete und gleichzeitig Klassenvorstand war.

Der erste Schritt bestand darin, dass ich in der Klasse einen Vortrag über die Villacher Sinti hielt: Wo sie wohnten, wo die Kinder zur Schule gingen, wie sie lebten und wie die Deportation ablief. Die Informationen dazu hatte ich aufgrund von Gesprächen mit vielen älteren Leuten, die sich noch erinnern konnten. Dann gaben wir den Schülern verschiedene Dokumente – das Protokoll von Nischelwitzer, die Anzeige gegen Karl Malle, Zeitzeugeninterviews über die Deportation der Villacher Sinti – mit der Bitte sie vorerst einmal selber durchzulesen und mit den Eltern und Großeltern darüber zu sprechen. Eine Woche später hielt ich einen weiteren Vortrag mit anschließender Diskussion über die Ermordung der behinderten Menschen während der NS-Zeit. Im Bezirk Villach fielen an die 300 Menschen der NS-Euthanasie zum Opfer. Dieser Vortrag hat, da es sich um eine Integrationsklasse handelte, große Betroffenheit unter den SchülerInnen ausgelöst.

Die Fragen, die von den SchülerInnen gestellt wurden und über die es auch eine lebhaftige Diskussion gab, waren im Wesentlichen folgende:

Warum hat man das gemacht? Gibt es das Krankenhaus noch, wo die Menschen umgebracht wurden? Leben die Leute noch, die das getan haben? Sind die Leute, die das getan haben, bestraft worden? Was ist mit Kriminalinspektor Malle geschehen? Weiß man, was mit Helene Weiss geschehen ist?

Nur die erste Frage – warum man das getan hat – war schwierig zu beantworten. Wir reagierten darauf, indem wir von den Nürnberger Gesetzen, der NS-Ideologie der „Volksgemeinschaft“ und des gesunden „Volskörpers“ sprachen. Mein Eindruck war, dass diese Erklärungen für einige Schüler zu abstrakt und schwer zu begreifen waren. Uns wurde aber während dieser Diskussion klar, dass die Fragen der SchülerInnen in der Lesung unbedingt berücksichtigt werden müssen, damit das Schicksal von Helene Weiss besser verstanden wird.

Eine weitere Unterrichtseinheit verwendeten wir dazu, die ausgeteilten Dokumente gemeinsam durchzulesen und zu besprechen. Dann beschäftigten wir uns nur noch mit der Lesung,

die wir inzwischen zusammengestellt hatten. Fünf SchülerInnen, drei Mädchen und zwei Buben, meldeten sich freiwillig dazu. Wir mussten oft und intensiv üben, da die Schüler zu schnell, zu undeutlich und zu leise sprachen. Langsames, lautes und deutliches Sprechen kam ihnen unnatürlich vor. Wir überzeugten sie aber, dass diese „Unnatürlichkeit“ unbedingt notwendig ist, denn nur dann wird die Geschichte „rüber“ kommen und verstanden werden. Letztlich haben die SchülerInnen das beherzigt und die Lesung ist gut gelungen. Mit einem Mikrophon und vor ungefähr hundert Leuten wurde der Text vorgelesen und von den Anwesenden gut verstanden und gewürdigt.¹

Die Lesung

Teil 1: Ankündigungen

15. September 1935

Nürnbergergesetze: Aus den juristischen Kommentaren 1936: „Artfremden Blutes sind in Europa regelmäßig nur die Juden und Zigeuner“. Die Heirat von Sinti mit Nicht-Sinti wird verboten.

17. Oktober 1939

Himmlers „Festschreibungserlass“ an alle Dienststellen der Polizei und Gendarmerie. Den Sinti und Roma wird verboten, ihre Wohnorte zu verlassen. Binnen drei Tagen müssen Zigeunerlisten erstellt werden.

22. Juni 1941

Beginn der Massenvernichtung von Juden, Kommunisten und Sinti und Roma durch SS-Einsatzgruppen an der Ostfront.

Teil 2: Erklärung

Im Frühjahr 1941 wurden 52 Kärntner „Zigeuner“ von der Kripo verhaftet und in das Arbeitslager Weyer nach Oberösterreich deportiert.

Im Oktober 1941 wurden 65 Personen, Angehörige der Volks-

1 Bemerkung: Sämtliche Dokumente (Zeitzeugeninterviews, Anzeige, Protokoll von Nischelwitzer, Zeitungsartikel) können auf der Webseite des Vereins „Erinnern-Villach“ nachgelesen werden. www.erinnern-villach.at

gruppe der Sinti, aus den Stadtteilen Seebach, Obere- und Untere-Fellach, von der Villacher Kripo verhaftet und am 31. Oktober 1941 in das KZ-Lager Lackenbach in Burgenland eingeliefert. Sie erhielten dort die Lagernummern 2453 bis 2517.

Am 18. November 1941 sind von der Kripo Klagenfurt 14 „Zigeuner“ in das KZ-Lager Lackenbach überstellt worden. Sie erhielten die Lagernummern 2857 bis 2870.

Die Deportationen der Kärntner „Zigeuner“ wurden von der Kriminalpolizei Villach und Klagenfurt durchgeführt. Sie standen unter der Leitung von Kriminalinspektor Karl Malle aus Klagenfurt, der 1945 weiter im Amt blieb. Unter den Deportierten befand sich auch Helene Weiss, ein 13-jähriges Mädchen aus Klagenfurt.

(Pause)

Im Jahre 1939 nahm die Familie August und Margarete Sommer, wohnhaft in der Sonnwendgasse 21 in Klagenfurt, ein Waisenkind auf. Es hieß Helene Weiss und war 11 Jahre alt. Das Ehepaar wollte Helene adoptieren, aber das Fürsorgeamt lehnte dieses Ansinnen ab, da dies bei einer „Halbzigeunerin“, wie Helene es war, nicht möglich sei. Außerdem meinte die Sachbearbeiterin, Frau Dr. Schmidt vom Fürsorgeamt in Klagenfurt, dass Helene sowieso einmal vom Grenzgebiet wegkäme.

Teil 3: Inspektor Fitz

Im Oktober 1941 erscheint eines Abends ein Beamter der Kriminalpolizei Klagenfurt, Herr Inspektor Fitz, in der Wohnung der Familie Sommer und fragt nach Helene Weiss. August Sommer erinnert sich:

„Er frug mich, ob bei mir eine gewisse Helene Weiss wohne. Auf mein Bejahen bemerkte Fitz, dass meine Ziehtochter Helene am nächsten Morgen nicht die Schule besuchen darf, sondern zuhause bleiben solle und sich bereit halten solle.

Meine Frau und ich wussten nicht, was der Kriminalbeamte Fitz damit bezweckte. Am nächsten Morgen um halb sechs Uhr früh erschien wieder Fitz in unserer Wohnung und sagte Folgendes: „Machen Sie das Kind sofort reisefertig, es geht mit mir, das heißt, es wird ein Auto vorfahren.“ Er bemerkte auch, dass wir dem Kind nur ein wenig Wäsche und sonst nichts mitgeben könnten. Er verbot

mir ausdrücklichst, dem Kinde Esswaren und ein Taschengeld zuzustecken. Auf meine Frage, was er mit dem Kinde wolle und was mit demselben weiter geschehen solle, gab er mir zur Antwort: „Das geht Sie gar nichts an, das Kind kommt jetzt fort, Sie werden nie mehr von dem Kinde etwas hören.“ Ich fragte den Kriminalbeamten Fitz, ob ich auf das Kind überhaupt kein Recht mehr habe, worauf er mir zu Antwort gab: „Sind Sie ruhig, sonst kommen Sie auch mit.“ In der weiteren Folge ließ mich Fitz vor der eigenen Wohnungstüre warten. Ich konnte mit dem Kinde überhaupt nicht mehr sprechen und musste zusehen, wie es in das später kommende Auto geschafft und wegtransportiert wurde. Die Abschiedsszene brauche ich wohl nicht im Besonderen darzulegen, da sie erklärlicherweise herzerreißend war. Fitz verhielt sich während seiner ganzen Amtshandlung brutal und zeigte nicht die geringste menschliche Rührung.“

Am selben Vormittag spricht Frau Sommer bei Kriminalinspektor Malle vor, da sie gehört hat, dass dieser für die Verhaftung Helenes und vieler anderer Roma und Sinti verantwortlich ist.

„Malle erklärte mir bei meiner ersten Vorsprache, er könne mir über Helene keine Auskunft erteilen, da er nicht wisse, wohin meine Pflegetochter gekommen sei. Als ich das dritte Mal vorsprach, sagte er mir kühl ins Gesicht, dass unser Pflegekind Helene bereits abtransportiert worden sei. Den Ort des Zieles verschwieg er mir.“

Am dritten Tag darauf versucht Frau Sommer, gemeinsam mit der Familie Peter, abermals bei der Kriminalpolizei vorzusprechen.

„Ich ging mit der Familie Peter, welche der Abstammung nach „Zigeuner“ waren und deren zwei Söhne – ein Sohn mit Frau und Kinder – ebenfalls verhaftet und abtransportiert wurden, abermals zu Kriminalinspektor Malle. Herr und Frau Peter, welche wegen ihrer Angehörigen zuerst vorsprachen, wurden von Malle auf das schärfste hinausgewiesen. Mir gegenüber bemerkte Malle, dass ich doch sehen müsse, dass diese Leute „Zigeuner“ seien und ich solle es nicht nochmals versuchen vorzusprechen, ansonsten ich das nächste Mal samt diesen Leuten bei der Tür hinausfliege. Bezüglich meiner Tochter erklärte mir Malle, dass es keinen Zweck hätte zu intervenieren, da das Kind nicht mehr zurückkäme. Malle bemerkte auch, dass alle „Zigeuner“ im Grenzland Kärnten zusammengefangen und weggebracht würden.“

Teil 4: Malle nach 1945

Nach dem Krieg, am 12. Oktober 1945 geht Herr Sommer wiederum zur Kriminalpolizei. Kriminalinspektor Malle ist noch immer im Dienst.

„Malle war über mein Erscheinen erschrocken und erinnerte sich sofort an meinen Namen. Er begrüßte mich überhöflich und fragte mich nach meinen Wünschen. Ich fragte ihn, ob er mir jetzt Auskunft über den Verbleib meiner Ziehtochter Helene geben könnte. Malle erklärte mir, dass das Kind nach Lackenbach an der burgenländisch-ungarischen Grenze in ein Lager gekommen sei. Er erklärte mir, dass er nicht selbst daran schuld sei, sondern ein gewisser Herr Bamberg aus Berlin. Malle konnte mir im Besonderen nicht die geringste Auskunft über den Verbleib von Helene geben. Malle erzählte mir, dass er auch schon in der Nazizeit immer einen Kärntner Anzug getragen habe und nie etwas mit derartigen Sachen zu tun gehabt habe, sondern vielmehr dieser Bamberg aus Berlin an allem Schuld sei.“

Teil 5: Anzeige

In einer Anzeige vom 22. September 1947, ergangen an die Staatsanwaltschaft Klagenfurt, ist über Kriminalinspektor Malle, der noch immer im Dienst ist, über die sogenannte „Zigeuneraktion“ in Kärnten Folgendes zu lesen:

„Glaublich 1941 wurde die erwünschte Zigeuneraktion in ganz Kärnten ins Rollen gebracht. Vor allem in Klagenfurt stand Malle dieser Aktion als unmittelbarer Leiter vor und gab persönlich seine Weisungen. Diese Aktionen wurden in der Nacht durchgeführt. Malle war unmittelbar bei den Verhaftungen zugegen und erteilte den mitanwesenden Beamten seine Weisungen. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, dass sich hier herzerreißende Szenen abspielten. Malle stand jedoch daneben und zeigte nicht die leiseste Rührung. Sämtliche Zigeuner wurden ihres Vermögens beraubt und durften nur ca. 15 kg an Gepäck und 100 RM ins Gefängnis mitnehmen. In überfüllten Waggons und vereinzelt sogar gefesselt rollten die Transporte unter unmenschlichen Verhältnissen nach Lackenbach. Geleitet wurden diese Transporte von Beamten der ehemaligen Kriminalpolizeistelle in Klagenfurt. Malle waren die Verhältnisse im Lager Lackenbach genauestens bekannt da er sich selbst an Ort und Stelle davon überzeugen konnte.“

Malle hatte auch ‚sogenannte asoziale Elemente‘, bei denen die Voraussetzung für eine Einweisung in das KZ nicht gegeben war, in die Hände der Gestapo gespielt, mit welcher er aus eigenem Antrieb auf das Engste zusammenarbeitete.

Malle war Mitglied der NSDAP und wie jeder SS-taugliche Kriminalbeamte Angehöriger der SS und mit dem Dienstgrad eines SS-Sturmscharführers eingegliedert. Als Angehöriger der SS ist Malle registrierungspflichtig, was er aber unterlassen hat.“

Teil 6: Wo ist Helene Weiss?

In den Tagebüchern von Lackenbach scheint der Name Helene Weiss nicht auf. Im Totenbuch von Lackenbach scheint der Name von Helene Weiss ebenfalls nicht auf. Im Gedenkbuch „Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau“ sucht man den Namen von Helene Weiss vergeblich. Die Spur von Helene Weiss verliert sich im Lager Lackenbach.

Am 4. November 1941 und am 7. November 1941 wurden 2 Transporte mit je 1000 Personen von Lackenbach in das Ghetto von Lodz nach Polen durchgeführt. Von diesen Deportationen existieren keine Namenslisten. Unter den Deportierten waren auch Kärntner Sinti. Vielleicht war auch Helene Weiss darunter. Das „Zigeuner“-Ghetto von Lodz hat niemand überlebt.

Teil 7: Schluss

Im Jahre 1950 wurde Karl Malle zum Leiter der Kriminalpolizei Klagenfurt ernannt.

Anita Farkas

Der lange Weg zur Erinnerung. Vom anonymen Massengrab zum Denkmal der Namen¹

Es mag ein Zufall sein – oder vielleicht gerade eben nicht – dass Menschen, die gewaltsam um ihr Leben und in der Folge um ihre Identität gebracht wurden, nach mehr als einem halben Jahrhundert aus der Anonymität in eine sich verändernde Erinnerungskultur geholt wurden. Die Rede ist von der Errichtung einer neuen Gedenkstätte beim Massengrab mit NS-Opfern am Standort des ehemaligen steirischen Konzentrationslagers in Peggau nahe Graz. Sechzig Jahre waren diese NS-Opfer an ihrer letzten Ruhestätte auf österreichischem Boden unerinnerbar, bis es nun gelang, sie und ihr Schicksal dem Vergessen zu entreißen. Diese Opfer der nationalsozialistischen Gewaltverbrechen haben 2005 in Form von Namensgedenktafeln einen grundlegenden Teil ihrer Identität zurückbekommen.

Die Namenstafeln ermöglichen ein personalisiertes Opfergedenken an einem öffentlichen Platz – einem historisch durch NS-Gewalttaten belasteten Ort, an dem die Vergangenheit in zweifacher Weise präsent ist. Sie manifestiert sich hier in einem von authentischen Spuren gereinigten symbolischen Erinnerungsort, an dem sich vor sechzig Jahren ein nationalsozialistisches Konzentrationslager befand. Dieser Ort steht symbolisch für Gewalt, Terror und Tod. Die Vergangenheit vergegenwärtigt sich hier aber auch durch einen realen Friedhof in Form des Massengrabes und damit in der Präsenz von Opfern aus ganz Europa, die nun über das Namensprojekt erinnerbar werden. Somit kommt diesem mehrschichtig bedeutungsvollen Ort eine neue Funktion hinzu.

1 Die neue Gedenkstätte in Peggau wurde am 24.3.2006 im Beisein des Bundespräsidenten feierlich eingeweiht. Die Gedenkstätte mit den Marmortafeln, die die Namen aller Opfer enthalten, wurde vom Grazer Künstler Hartmut Skerbisch gestaltet und beruht auf der Namensforschung von Anita Farkas. Die Finanzierung des Projekts erfolgte durch das Amt der Steiermärkischen Landesregierung.

Er stellt nun auch einen Gedenkort dar, an dem Trauer als Akt der imaginativen Trennung und Verabschiedung von Menschen einen Platz findet. In dieser Hinsicht gewinnt der Ort mit seiner neuen Gedenkstätte eine besondere Bedeutung für die Hinterbliebenen, die hier eine Möglichkeit finden, dem Schmerz über den Verlust eines nahestehenden Menschen einen Platz einzuräumen – an jener Stelle eben, an der die Präsenz der Toten nun auch durch ihre in Stein gemeißelten Namen zum Ausdruck kommt.

Die Gedenkstättenneugestaltung in Peggau war mit einer Spurensuche verbunden, die vor einigen Jahren im Rahmen meines Diplomarbeitsprojektes² begann und sich später in Form einer eigenen Studie fortsetzte.³ Aus der Frage nach dem Erinnerungsbedarf an die nationalsozialistischen Konzentrationslager in der Steiermark wurde für mich eine Suche nach den Identitäten jener Ermordeten, die scheinbar als einzig noch vorhandener „Rest“ Zeugnis für die destruktive NS-Herrschaft abzulegen schienen – eine Suche nach jenen Namenlosen im Massengrab, auf die doch bereits seit dem Jahr 1955 mit einem Gedenkstein auf dem Massengrab hingewiesen wurde. Diese Namensuche führte mich schließlich nicht nur zu den (meisten) Identitäten der NS-Opfer, sie zeigte mir darüber hinaus Augenfälliges über das kollektive Selbstbild und Selbstverständnis unserer Gesellschaft, demonstriert am Beispiel einer lokalen sechzigjährigen spezifischen Tradition von Erinnerungskultur. Und nicht zuletzt wirkte sich die Suche nach den „verschwundenen“ Identitäten auf mein eigenes Ich-Bewusstsein und damit auf meine soziokulturelle Identität aus, indem sie mir genau dieses gesellschaftliche Spiegelbild zurückwarf, in welchem ich mich selbst erblicken musste.⁴

2 Farkas, Anita: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungsbedarf in der Steiermark. Auf den Spuren der Erinnerung an die Konzentrationslager Aflenz, Peggau und Schloß Lind. Diplomarbeit, Univ. Klagenfurt 2001

3 Farkas, Anita: „Sag mir, wer die Toten sind.“ Personalisierung des Opfergedenken am Beispiel der NS-Opfer von Peggau. Klagenfurt/Celovec 2002

4 Ein Aushalten der vorgefundenen menschlichen Destruktivität, Gewaltbereitschaft bis hin zur Vernichtung alles Menschlichen war Kräfte raubend und häufig schwer aushaltbar – etwa beim Akten-

Der Prozess der Entanonymisierung der NS-Opfer von Peggau, und damit verbunden die Benennung der Toten, soll im Folgenden aufgerollt werden, beginnend mit einer kurzen Ausleuchtung der Geschichte des Ortes, der unauflöslich mit den Opfern verbunden ist.

Ein Schlaglicht auf die Geschichte des historischen Ortes

Die Gedenkstätte Peggau mit seinem Massengrab, in welchem 82 NS-Opfer ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, befindet sich am Rande des ehemaligen Konzentrationslagergeländes des gleichnamigen Ortes. Dieser Gedenkort steht im Zusammenhang mit dem dort eingerichteten Konzentrationslager Peggau, das zwischen Mitte August 1944 und Anfang April 1945 bestand.⁵ Es wurde als Nebenlager vom KZ Mauthausen gegründet und war mit einer maximalen Belegstärke von 888 Häftlingen das größte Außenlager in der Steiermark.⁶ Durchschnittlich 700 Häftlinge waren im „Schutzhaftlager“ in vier Doppelbaracken untergebracht, das außerdem aus einer Küchen-, einer Sanitärbaracke, einem Magazin und einer Krankenstation bestand. An das mit elektrischem Stacheldraht und Wachtürmen gesicherte Häftlingslager schloss sich der Lagerbereich der nationalsozialistischen Wachmannschaft an.

Die Konzentrationshäftlinge stammten aus vielen Ländern Europas, mehrheitlich aus Polen und der Sowjetunion. Größtenteils handelte es sich um politisch Verfolgte und kriegsgefangene Russen. In der Minderheit waren jene Häftlingsgruppen, die als sog. „Asoziale“ und „Berufsverbrecher“ schwarze und grüne Winkel als Erkennungszeichen trugen. Auch einige

studium von Gerichtsprozessdokumenten – in der Erkenntnis, selbst aus diesen historischen Strukturen hervorgegangen und damit von diesen betroffen zu sein.

- 5 Das Konzentrationslager Peggau wurde im Ortsteil Hinterberg von Peggau eingerichtet, das etwa zwanzig Kilometer nördlich von Graz liegt.
- 6 Siehe dazu auch Rabitsch, Gisela: Konzentrationslager in Österreich (1938 – 1945) Überblick und Geschehen. (Phil. Diss., 1967) Univ. Wien 1967 und Mařálek, Hans: Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen. Dokumentation, Wien 1974

Juden zählten zur Häftlingsgesellschaft des Konzentrationslagers.

Die Häftlinge mussten in den Höhlen der vom Konzentrationslager etwa zwei Kilometer entfernten Peggauer Wand für die Deutsche Erd- und Steingesellschaft und die Steyr-Daimler-Puch AG Stollen in den Fels schlagen und diese für eine unterirdische Produktion von Flugzeug- und Panzerteilen vorbereiten. Die Lebens- und Hygienebedingungen der Häftlinge waren menschenunwürdig, die Ernährungssituation unzureichend für die zur körperlichen Schwerstarbeit beim Stollenbau angetriebenen Konzentrationshäftlinge. Bei der gefährlichen Bergwerksarbeit kam es häufig zu Unfällen und Verletzungen; und obwohl es im Konzentrationslager Peggau ein Krankenrevier und einen Häftlingsarzt gab, kann von einer adäquaten medizinischen Versorgung keine Rede sein. Denn Häftlinge, die sich krank meldeten oder arbeitsunfähig geworden waren, liefen auch in Peggau – wie in anderen Konzentrationslagern – permanent Gefahr, im Krankenrevier ermordet zu werden.⁷

Blutig ist der gewalttätige Umgang der Wachmannschaft mit den Häftlingen in die Geschichte dieses steirischen Konzentrationslagers eingeschrieben. Sowohl in den Stollen der Peggauer Wand wie bei den Häftlingstransporten von und zur Arbeit wurden Häftlinge erschossen und erschlagen. Dies geschah häufig vor den Augen der ansässigen Dorfbevölkerung, denen das mordlustige Treiben einiger Wachleute nicht entging. Als Hauptverantwortlicher der Gewaltverbrechen im Konzentrationslager Peggau wurde schließlich der SS-Lagerkommandant Fritz Miroff 1947 von einem amerikanischen Militärgericht in Dachau zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde vollstreckt.

Im Zeitraum von neun Monaten waren in Peggau 98 Häftlinge des Konzentrationslagers von den Wachmannschaften ermordet worden. Bis Mitte Dezember 1944 ließ man 27 der Getöteten im Grazer Krematorium einäschern und weitere vier am Grazer Zentralfriedhof vergraben. Die steigende Treibstoff-

7 Farkas, Anita: Tod, Verlust und Betrauern von Eigenem und Fremdem in der Erinnerungsarbeit (Arbeitstitel; unveröffentlichtes Manuskript, Phil. Diss. Univ. Klagenfurt 2005)

knappheit zu Jahresbeginn 1945 zwang die Lagerleitung, sich der weiteren Opfer auf andere Art als durch den Transport nach Graz zu entledigen.

67 ermordete Konzentrationshäftlinge ließen die nationalsozialistischen Wachmannschaften von anderen Häftlingen in verschiedenen Massengräbern am Rand des Konzentrationslagers und nahe der Stollen verscharren. In diesen wurden die Toten allerdings nicht belassen, denn nach der Befreiung vom NS-Regime veranlasste die Staatsanwaltschaft Graz eine Exhumierung von jenen 67 Häftlingen. Sie wurden gemeinsam mit weiteren 15 ungarischen Juden, die beim sog. Todesmarsch im April 1945 in der Umgebung von Peggau wegen Marschunfähigkeit getötet worden waren, in einem neu angelegten Sammelgrab am Rande des ehemaligen Konzentrationslagergeländes beigesetzt.⁸ Im Gegensatz zu den Tätern, welche die Konzentrationshäftlinge getötet haben, sind die Mörder der ungarischen Juden nicht bekannt.

Zehn Jahre nach Anlegung des Massengrabes am Rande vom ehemaligen Konzentrationslager ließ die Gemeinde Peggau auf dem Grabhügel einen Gedenkstein errichten, der über seine Textur die Toten lediglich als Konzentrationshäftlinge kennzeichnet.⁹ Die jüdischen NS-Opfer, die das Massengrab birgt, blieben unerwähnt. Mit diesem steinernen Gedenkzeichen wurde gleichzeitig eine Namens- und Erinnerungslosigkeit an diesem Ort gefestigt, weil anonyme Tote dem Gedenken nicht zugänglich sind

8 Die Exhumierungen und mit ihnen in Verbindung stehenden Umbettungen der Toten in das Sammelgrab von Peggau wurden im November 1945 begonnen und im April 1946 abgeschlossen. (Vgl. Farakas 2002)

9 Auf diesem historischen Gedenkstein findet sich folgende Inschrift: *„Hier ruhen 82 Tote. 1944 – 1945. Man kennt nicht ihre Namen, nicht ihre Heimat. Wir wissen nur: Sie haben Namenloses erlitten. Sie waren aus dem Konzentrationslager Mauthausen gekommen. Gedenkt ihrer in Ehrfurcht! Schaudert vor dem Entsetzlichen, das Menschen einander antun; sät in die Herzen eurer Kinder die Saat einer besseren Zukunft. Möge dieser Gedenkstein kommende Generationen mahnen, dass nicht Hass sondern Liebe, nicht Unrecht sondern Gerechtigkeit, nicht Schwäche sondern edler Charakter die ewigen Fundamente einer gesitteten Menschheit sind.“*

und damit konkrete Schicksale auch nicht in Erinnerung gerufen werden können.

Prozess der Spurensuche

Auslöser für eine Spurensuche nach den verschwundenen Namen der NS-Opfer von Peggau stellte ein – im Rahmen meines Diplomarbeitprojektes – gefundenes Anzeigeprotokoll dar, auf welchem Obduktionen der im Winter 1945/46 exhumierten Häftlingsleichen in der Region Peggau vermerkt waren. Diese Erkenntnis leitete meine Aktenrecherche am Gerichtsmedizinischen Institut der Karl-Franzens-Universität Graz ein. Bei dieser konnte ich bereits vierundvierzig Opfer identifizieren, welche in Peggau und Umgebung getötet worden waren, indem ich sie anhand von in den Obduktionsprotokollen angeführten Häftlingsnummern Namenstransportlisten des Archivs Museum Mauthausen zuordnete. Bei dieser Studie stellte sich überdies heraus, dass im Sammelgrab von Peggau außer ermordeten Konzentrationshäftlingen auch jüdische NS-Opfer beigesetzt waren, die in der Nähe von Peggau zu Kriegsende auf dem Todesmarsch in Richtung Mauthausen von den Begleitmannschaften getötet worden waren. Sieben der Getöteten waren bereits bei den Exhumierungen 1945/46 anhand von mitgeführten Personaldokumenten vom Pathologen – identifiziert worden. Ihre letzte Ruhestätte ließ sich im Sammelgrab von Peggau nachweisen. Die Ergebnisse dieses Forschungsprojektes publizierte ich im Jahr 2002 unter dem Titel „Sag mir, wer die Toten sind!“. Veröffentlichung und Benennung von einem Teil dieser NS-Opfer machte die Gedenksteintextur von 1955 hinfällig.

Zwei Jahre nach der Veröffentlichung der damals von mir erforschten Namen der Peggauer NS-Opfer bekannte sich die Steiermärkische Landesregierung zu einer differenzierten gesellschaftspolitischen Erinnerungsarbeit. Sie finanzierte eine Denkmalneugestaltung¹⁰ am ehemaligen Standort des Konzentration

10 Auf Basis eines von mir entworfenen gedenkstättenpädagogischen Konzeptes für eine Denkmalneugestaltung von Peggau lud die Steiermärkische Landesregierung fünf Künstler zur Beteiligung an einem Kunstwettbewerb.

onslagers, mit welcher der steirische Künstler Hartmut Skerbisch betraut wurde. Mir übertrug die damalige Landshauptfrau und Kulturreferentin des Landes Steiermark Waltraud Klasnic die wissenschaftliche Leitung und Projektbetreuung. Im Zuge der Umsetzung der neuen Gedenkstätte in Peggau ermöglichte mir zudem ein Forschungsauftrag des Landes Steiermark, weitere Namensrecherchen zu den Identitäten der im Sammelgrab befindlichen NS-Opfer durchzuführen.¹¹

Im Rahmen dieser weiteren Namenssuche ließen sich sämtliche Konzentrationshäftlinge benennen, die in Peggau ermordet und letztendlich im Sammelgrab beigesetzt worden waren. Zudem zeigte sich, dass etwa bis Dezember 1944 die Ermordeten – bevor die Wachmannschaft dazu überging, sich der Opfer durch ein Verscharren der Leichen zu entledigen – nach Graz transportiert und dort verbrannt bzw. am Zentralfriedhof begraben wurden. Auch sie waren namentlich erfassbar. Von 98 in Peggau ermordeten Konzentrationshäftlingen sind 67 Tote im Sammelgrab bei der heutigen Gedenkstätte verblieben. Durch die verschiedene nationale Herkunft der überwiegend jungen Opfer¹² kann das Sammelgrab von Peggau als ein „internationaler Friedhof“ bezeichnet werden: Die ermordeten KZ-Häftlinge stammen aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion und Ex-Jugoslawiens, aus Polen, Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich, Litauen und Lettland. Mit ihnen wurden – wie bereits erwähnt – fünfzehn ungarische Juden im Sammelgrab begraben, von denen acht bis dato nicht namentlich identifiziert werden konnten. Ob es gelingen wird, auch ihre Namen wiederzufinden und damit eine Erinnerung an sie zu ermöglichen, wird die Zukunft zeigen.

Der Akt der „Namensrückgabe“ und das öffentlich-politische Bekenntnis, diese Menschen für erinnerenswert zu halten, bedeutet, ihnen einen Teil ihrer Menschenwürde wieder zu geben. Es geht um Achtung der Menschenwürde, die man ihnen zumin-

11 Farkas, Anita: Forschungsbericht zur Feststellung der Identitäten der NS-Opfer von Peggau. Namensforschungsprojekt im Auftrag der Steiermärkischen Landesregierung, Klagenfurt 2005

12 Vielen von den Häftlingen waren erst nach 1920 geboren, ihr Durchschnittsalter lag bei 32 Jahren.

dest dreimal versagte: Das erste Mal mit der Kennzeichnung mit Häftlingsnummern, die die Namen ersetzten. Die grausamste Handlung fand im brutalen Mord statt und im anschließenden Verscharren der toten Körper. Schließlich raubte man ihnen die Menschenwürde abermals, indem sie über Jahrzehnte als „Masse von (anonymen) Häftlingen“ dem kollektiven Gedächtnis als unerinnerbar entzogen wurden.

Die Denkmalneugestaltung von Peggau setzt ein Zeichen einer sich wandelnden und bereits veränderten Erinnerungspolitik. Sie übernimmt Verantwortung im Bekenntnis zur Erinnerungswürdigkeit der NS-Opfer, die aus fremden Ländern und anderen Kulturen stammen. Das „Denkmal der Namen“ gibt aber auch uns als Gesellschaftsmitglieder mit spezifischer Vergangenheit den Teil jener Würde zurück, die lange Zeit „vergraben“ war. Eine solche Gesellschaft erkennt Differenz im menschlichen Dasein über den Tod hinaus an und bekennt sich damit zum Anderen in seiner Menschlichkeit.

Die Umsetzung dieses erinnerungspädagogischen Projekts reflektiert die Würdigung von jenen „fremden Toten“, die unsere Gesellschaft ausgeschieden und abgesondert hatte. Damit erhalten wir ebenfalls einen Teil jener Würde zurück, die während der NS-Zeit zum Verschwinden gebracht worden war.

Wie bedeutungsvoll eine würdige und namentlich ausgewiesene Grabstätte für Angehörige und Hinterbliebene ist, soll exemplarisch anhand einer Grabansprache¹³ gezeigt werden. Ich möchte den Text für sich selbst sprechen lassen, denn er drückt in vielschichtiger Weise aus, von welcher Wichtigkeit Gräber als letzte Ruhestätte und Gedenkinschriften als symbolische Anwesenheitszeichen der Toten für die Trauer- und Erinnerungsarbeit einnehmen.

13 Der Text wurde als Gedenkrede für die geplante landespolitische Gedenkfeier in Peggau 2005 von Judit Weiner, Tochter eines jüdischen NS-Opfer (Géza Fürst) verfasst und von ihr am 2. August 2005 im Rahmen eines privaten Totengedenkens am Sammelgrab bzw. der neuen Gedenkstätte in Peggau in hebräischer Sprache vorgetragen. Eine deutsche Übersetzung wurde mir von Frau Weiner ausgehändigt. (Privatarchiv Farkas).

Gedenkrede für einen verlorenen wiedergefundenen Vater

„Ich stehe hier vor Ihnen, voller verschiedener Gefühle. Zusammen mit meiner Schwester Shoshana, die du, lieber Vater fast nicht gekannt hast, und leider ohne meine gottselige Mutter, sind wir hier, um dir und deinen unglücklichen Mitgefangenen, nach 60 Jahren endlich die letzte Ehre zu erweisen. Leider hat unsere Mutter es nicht erlebt, und sie ist gestorben ohne zu wissen, wo du begraben bist und wo das Denkmal mit deinem Namen steht.

Du und die anderen Opfer waren unter den Letzten, die vor dem Kriegsende von den Ungeheuern in Menschengestalt ermordet wurden.

Ich kenne nicht die Umstände, die zum Mord deiner Mitgefangenen geführt haben. Aber erlauben Sie mir, die Geschichte meines Vaters zu erzählen, wie wir sie von verschiedenen Zeugen erfahren haben.

Mein geliebter Vater, du bist in dieses Grab gekommen, weil du so gutherzig, treu und mitfühlend warst.

Auf dem Weg nach Mauthausen hast du deine Nichte getroffen und gesehen, dass sie in der bitteren Kälte barfuß ging. Du hast deine Schuhe ausgezogen und sie ihr gegeben. Und du bist weitergegangen mit zerrissenen und zu kleinen Schuhen. Du warst krank und schwach und konntest nicht mehr alleine gehen.

In einer Pause hat man deine Kameraden, die dich gestützt und dir beim Gehen geholfen haben, weggerufen. Als man dann zum Aufbruch rief, konntest du nicht mehr aufstehen und da haben dich deine Mörder einfach niedergeschossen.

Lieber Vater, du weißt, dass du die Möglichkeit hattest, dich zu retten, – als du für einen so kurzen Besuch zu uns ins Krankenhaus kamst. Dort sahst du zum ersten und einzigen Mal deine jüngere Tochter, die einige Monate früher geboren worden war. Du hättest nur durch die zweite Tür das Zimmer verlassen sollen... ein Versteck stand für dich bereit.

Aber du hast die Gelegenheit nicht ausgenutzt. Du wolltest nicht, dass man deine Kameraden im Arbeitslager tötet, weil du von dem kurzen Urlaub nicht zurückgekommen wärst. Deshalb hast du uns für immer verlassen und bist nicht mehr zurückgekommen. Du hast Mutter in ihrem Kampf um unser Leben alleine gelassen mit dem vier Jahre alten Kind und einem kranken Säugling. Und du hast uns aufwachsen lassen ohne Vater, mit allem, was damit zusammenhängt.

*Geliebter Vater! Wie hast du uns in den vielen Jahren gefehlt! Mit der ganzen Bedeutung dessen, dass wir nie das Wort **Vater** (Hervorhebung i.O.) benutzt haben.*

Diese ganzen Jahre wussten wir nicht, wo dein Grab ist und dass es das Erinnerungsmal gibt. Deshalb haben wir dich nie besucht.

Erst unsere Mutter, und seit zehn Jahren ich selbst, versuchten auf verschiedenen Wegen zu erfahren, wo du begraben bist. Aber erst jetzt mit der Hilfe von Dr. Gabriel Bar-Shaket von Yad Vashem Museum und durch Dr. Anita Farkas von der Universität Klagenfurt haben wir endlich erfahren, wo du deine letzte Ruhe gefunden hast.

Ich möchte mich bei Dr. Anita Farkas für ihre Anstrengungen die Opfer, die in diesem Massengrab beerdigt sind, zu identifizieren, bedanken. Dank ihr und ihrer Arbeit stehen wir jetzt hier.

Ich möchte auch der Steiermärkischen Landesregierung dafür danken, dass sie mit dem neuen Erinnerungsmal einem Teil der Opfer des Holocaust, die hier begraben sind, ihre Identität und ihre Namen zurückgegeben hat.

Ich hoffe, dass man in nächster Zeit auch den restlichen Opfern ihre Namen zurückgeben kann und auch ihre Angehörigen endlich den Platz des Grabes erfahren werden.

Deshalb bitte ich Dr. Bar-Shaket und Dr. Farkas die Arbeit nicht zu unterbrechen, bis sie alle Opfer identifiziert haben und ihre Familien gefunden und benachrichtigt haben.

Ich bitte auch die Regierung der Steiermark, sowie andere Stellen, die helfen konnten, ihnen bei dieser Arbeit behilflich zu sein.

Du lieber Vater und den Opfern, die mit dir ruhen: Ruhet in Frieden und Ehre eurem Andenken.“

Nadja Danglmaier

Thea M. Rumstein, geboren 1928 in Wien. Eine Überlebensgeschichte

Auf dem kleinen Tisch in dem gemütlichen Einfamilienhaus in Long Island stehen ein selbstgebackener Gugelhupf und eine Kanne dampfender Julius Meinl Kaffee. Ich bin zu Gast bei Thea und Jack Rumstein nahe New York. Während mir Thea eine Tasse Kaffee einschenkt, erklärt sie mir, wie sie seit Jahren den original österreichischen Meinl Kaffee über Internet bestellt und ihn regelmäßig bis an ihre amerikanische Haustüre geliefert bekommt. Er sei eben der Beste, meint sie und schneidet den Gugelhupf an. Sie fühlen sich sehr wohl in ihrem Eigenheim in Long Island, versichern mir die beiden, doch Wien bleibt ihre Heimat. Dort sind sie geboren und aufgewachsen, verbrachten glückliche Kinderjahre, an die sie sich gerne erinnern, bis sich schlagartig alles änderte.

Thea wurde 1928 als zweites Kind ihrer Eltern geboren, ihr Bruder Georg war nur ein Jahr älter als sie. Der Vater kam ursprünglich aus Ungarn und war Apotheker, die Mutter eine geborene Wienerin und Hausfrau. Als „mittelklassig“ bezeichnet Thea die Familie heute, nicht reich, aber es fehlte an nichts. Sie waren jüdisch, ja das wusste Thea bereits als Kind, doch Religion spielte in der Familie keine große Rolle. Die Eltern waren nicht religiös, die hohen jüdischen Feiertage verbrachte man bei den Großeltern. Noch heute erinnert sie sich sehr deutlich an ihre Eifersucht auf die christlichen Kinder, die ein Weihnachtsfest mit Weihnachtsbaum und Geschenken feierten, um das schon in den Wochen davor immer viel Aufsehen gemacht wurde. Wie gern hätte sie das auch gehabt. Theas Eltern schienen dafür Verständnis zu haben, schenkten sie ihr und dem Bruder doch am Nikolaustag Schokolade und eine Rute. In der Schule gehörte sie als Jüdin einer Minderheit an, was ihr heute nicht negativ in Erinnerung ist. Sie konnte trotzdem überall mitmachen und weiß heute sogar mehr über das Christentum als viele Christen, erklärt sie mir lachend.

Vor 1938 habe sie persönlich keinen Antisemitismus verspürt, doch sie war ja noch ein Kind und im Schutz ihrer Eltern. Diese seien moderne Menschen gewesen, mit vielen nicht-jüdischen Freunden, erinnert sie sich. Freunde hätten sie sogar vor der drohenden Gefahr gewarnt, ihnen empfohlen zu emigrieren, doch der Vater war Optimist und meinte, „die Welt wird doch nicht zuschauen, wie man ein ganzes Volk ausrottet“. Da sollte er sich aber täuschen! Für diesen Optimismus musste er einige Jahre später mit seinem Leben bezahlen.

Thea war 10 Jahre alt, als Österreich an Hitler-Deutschland angeschlossen wurde und sich schlagartig alles änderte. Als sie eines Tages zu Fuß von der Schule nach Hause ging, kam sie an einer tobenden, lachenden und grölenden Horde Menschen vorbei. Auf dem Boden knieten Frauen und wuschen die Straße. Schimpfwörter wurden gerufen und es wurde auf die Frauen gespuckt. Plötzlich sah sie unter den gedemütigten Menschen ihre Mutter. Nur Angst habe sie verspürt und ein Gefühl des Nicht-Helfen-Könnens, erinnert sie sich heute daran.

Angst gehörte ab März 1938 zum alltäglichen Leben der Familie. Thea durfte ihre Schule nicht mehr besuchen, musste in eine „Judenschule“ wechseln, die Anfang 1940 dann auch zusperren musste. Die große Wohnung musste geräumt werden und in der neuen Unterkunft lebten vier Familien auf engstem Raum. Wöchentlich gab es Razzien. Männer stürmten in die Wohnung, rissen alle Türen und Kästen auf und nahmen mit, was immer sie wollten. Die Familie lebte unter konstantem Druck und in ständiger Angst vor dem morgigen Tag.

Besonders der Winter 1940 ist Thea bis heute in Erinnerung geblieben. Es war ein strenger Winter mit sehr tiefen Temperaturen. Männer kamen in die Wohnung und befahlen „Zieht’s euch an, jetzt gemma Schnee schaufeln!“. Gearbeitet wurde Tag und Nacht. Immer wieder versammelten sich Leute rund um die gequälten Menschen, lachten, verspotteten und beschimpften sie.

Kurz war es im Gespräch, den Bruder Georg und Thea mit einem Kindertransport nach Schottland zu schicken. Doch die Eltern entschieden sich schließlich dagegen. Ihr Credo war: „Was immer uns passiert, wir werden alle zusammen bleiben!“

Bis 1941 lebten die Familienmitglieder in Wien in ständiger Ungewissheit über ihr weiteres Schicksal. Dann wurde ihnen plötzlich befohlen, binnen zwei Stunden ihre Sachen zu packen. Sie wurden in das Auffanglager in der Sperlshule transportiert. Dem Vater gelang es dort, einen Job als Kofferträger zu bekommen, was der Familie ermöglichte, ein weiteres Jahr in Wien zu bleiben und ihre Deportation hinauszuzögern. Die Großeltern hingegen wurden sofort nach Litzmannstadt/Lodz transportiert und dort erschossen.

Im September 1942 wurde die Familie schließlich nach Theresienstadt deportiert. Der Optimismus des Vaters war verfliegen, nun, wo er mit der Realität konfrontiert wurde. Thea schlief gemeinsam mit 30 anderen Mädchen in einem Zimmer. Zu Essen gab es wenig, Hunger gehörte zum Alltag in Theresienstadt. Wichtig war es, einen Koch zu kennen. Das half einem über die Runden zu kommen. Den ständigen Hunger wird sie nie vergessen können, aber wenigstens seien ihnen nicht die Haare geschoren worden und sie durften ihre eigene Kleidung tragen, erklärte Thea.

Tagsüber arbeitete sie als Schneiderin, abends traf sie regelmäßig eine Gruppe junger Leute. Ein gemeinsamer Traum hielt sie am Leben und ließ sie Hoffnung auf eine bessere Zukunft schöpfen: nach der Befreiung nach Palästina auszuwandern, um dort ein freies Leben zu beginnen. Dafür lernten sie Hebräisch und jüdische Gebete. Jeden Freitag feierten sie Sabbath, sangen und beteten für ein rasches Ende des Hitler-Regimes und um Hilfe von der Welt. Doch ihre Gebete wurden noch lange nicht erhört.

In Theresienstadt wurden ständig Leute für Transporte in den Osten ausgewählt. Diese Selektionen waren mit großer Angst verbunden, Angst, vom Rest der Familie getrennt zu werden. Zwei Jahre lang gelang es ihnen, den Selektionen zu entkommen, doch dann geschah, was über ihr weiteres Schicksal entscheiden sollte: Der Vater und der Bruder wurden für einen Transport ausgewählt. In ein anderes Arbeitslager würden sie gebracht, sagte man ihnen. In Wahrheit fuhr ihr Zug Richtung Auschwitz. Thea und ihre Mutter ahnten nicht, wofür sie sich entschieden haben, als sie sich freiwillig meldeten, den Männern zu folgen. Ein Zurück gab es nun nicht mehr.

Eine Geschichte ist Thea besonders stark in Erinnerung geblieben: wie sie ihrer Mutter durch puren Instinkt das Leben gerettet hatte. Nach der Ankunft in Auschwitz mussten sich die Menschen in einer Reihe aufstellen. Doktor Mengele entschied an dieser Stelle über Leben und Tod. Wer sich krank oder schwach fühle, könne mit einem Lastauto ins Lager fahren, verkündeten SS-Männer. Viele alte Menschen und auch Mütter mit Kleinkindern nahmen dieses Angebot an. Auch Theas Mutter wollte das tun; nach der tagelangen Zugfahrt ohne Essen und Schlaf fühlte sie sich sehr schwach. Als Mengele sie also fragte, wie es ihr ging, behauptete sie eine Erkältung zu haben, in der Hoffnung, dann mit dem Lastauto mitfahren zu dürfen. Also wurde sie auf die linke Seite geschickt, während Thea nach rechts kam. Als sie sah, welche Leute auf der Seite ihrer Mutter waren, nämlich ältere Menschen und Kinder, packte Thea die Mutter am Gewand und zog sie hinter dem Rücken Mengeles zu sich herüber. Dann seien sie einfach nur gelaufen, so Thea, bis sie plötzlich einen Schuss hörten und erschrecken. Sie sahen, wie ein Mensch aus einer Baracke herausschaute und ihm ins Gesicht geschossen wurde. Für Thea und ihre Mutter war das der Beginn des unglaublichen und vor allem unbeschreiblichen Horrors.

Zirka drei Wochen verbrachten sie in Auschwitz. Drei Wochen, die ihr wie eine Ewigkeit vorkamen. Die Haare geschoren und der persönlichen Identität beraubt, hausten die Frauen ohne jede Beschäftigung in den Baracken. Die eisige Kälte und der Hunger lassen sich bis heute nicht aus Theas Gedächtnis löschen. Zwei- bis dreimal täglich mussten sie sich für die Selektion nackt ausziehen. Viele der Frauen seien mitgenommen worden, erzählte mir Thea. Alles konnte ein Grund für die Selektion sein: zu jung, zu alt, Narben oder eine Infektion. Was mit den Ausgewählten geschah, hätten sie bereits damals gewusst, bestätigte Thea: Sie wurden sofort vergast.

Nur ein einziges positives Erlebnis hatte Thea in Auschwitz: Sie traf in der Latrine Gerti, ihre langjährige Freundin aus Wien. Von nun an verbrachten sie die Zeit bis zu ihrer Befreiung zu dritt, die Mutter, Gerti und Thea.

Plötzlich wurde eine Gruppe von 1000 Frauen in Viehwag-

gons zusammengepfercht. Niemand wusste, wohin man sie diesmal brachte. Die Endstation hieß Freiberg in Sachsen. Hier befand sich ein Nebenlager des Konzentrationslagers Flossenbürg, wo die Frauen Flugzeugteile bauen mussten. Der Weg von den Baracken zur Fabrik führte durch die ganze Stadt, zweimal täglich wurden die 1000 Frauen an den Häusern vorbei getrieben, wo sie in den Fenstern Licht sahen und Musik hörten. Kalt sei es gewesen, schrecklich kalt und nicht einmal Strümpfe hätten sie gehabt, erinnert sich Thea. 14 Stunden dauerte ein Arbeitstag, vor dem einstündigen Rückmarsch zu den Baracken. Zu Essen habe es kaum was gegeben, berichtet Thea: in der Früh ein schwarzes Wasser, das Kaffee genannt wurde, und ein Stück Brot. Zu Mittag eine Graupensuppe, und das war auch schon alles. Thea erinnert sich an eine Waage, die es in der Fabrik gab. Regelmäßig seien Gerti und sie hinaufgestiegen und jedes Mal hatten sie wieder um einige Kilo weniger.

Zwei Frauen mussten sich ein Bett teilen. Für Thea bedeutete es ein großes Glück, sich das Bett mit ihrer Mutter zu teilen: „Wir konnten uns gegenseitig die Füße wärmen“, erzählte sie mir sechzig Jahre später. Bei der Arbeit in der Fabrik galt es immer auf der Hut zu sein vor den Aufseherinnen. Mit den weiblichen Aufsehern verbindet Thea schlechtere Erinnerungen als mit den männlichen: „Die waren noch viel ärger und jede hatte einen Wolfshund und eine Peitsche.“ Marschierte oder arbeitete eine der Frauen nicht schnell genug, gab es Schläge.

Immer wieder kam es zu Fliegerangriffen und Bombenalarm. Der Luftschutzkeller war für „Arier“ reserviert und so mussten die Frauen in der Fabrik warten, während sich ihre Aufseherinnen und Vorarbeiter in Sicherheit brachten. Gerüchte über den Einmarsch der Roten Armee nahmen zu und die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Horrors wuchs. Eines Tages wurden die Frauen abermals in Viehwaggons gepfercht. Wohin brachte man sie jetzt? Niemand wusste es. Thea nennt es heute „die Reise ins Nirgendwo“. Zwei Wochen dauerte die Odyssee; ohne Wasser und Nahrung für die Insassen, irrte der Zug umher. Das Zeitgefühl hatte Thea auf dieser Fahrt völlig verloren, vielleicht waren es zwei Wochen, vielleicht kürzer oder länger, sie weiß es nicht. Manchmal stoppte der Zug. Die Frauen krochen aus den

Wagons, um irgendwo nach Wasser zu suchen. Sie tranken aus Pfützen und Bächen, aßen Gras und Blüten.

Eines Tages im April 1945 hatten sie ihre Endstation erreicht: Mauthausen. Die völlig entkräfteten Frauen wurden auf den Berg ins Lager getrieben. Bis heute kann Thea nicht vergessen, wie sie von der einheimischen Bevölkerung begrüßt wurden: „Judenweiber, hier kommt keine mehr raus! Hier werd's eure letzte Ruhe finden!“, riefen ihnen die Leute auf der Straße zu. – Kannst du dir das vorstellen, fragte mich Thea. Nein, kann ich nicht! Ich kann es versuchen, aber irgendetwas in mir sträubt sich dagegen zu verstehen, wie Menschen in Österreich so unmenschlich sein konnten.

Die 1000 Frauen kamen ins so genannte „Zigeunerlager“, einem Zeltlager nahe dem Steinbruch. Die Bedingungen, unter denen tausende Häftlinge dort dahinvegetierten, waren katastrophal. Es gab keinerlei Versorgung, weder mit Nahrungsmitteln noch mit Medikamenten. Der Tod war allgegenwärtig, Leichenberge, wohin man schaute. Thea hatte viel Schreckliches gesehen in den letzten Jahren, doch diese Bilder wird sie nie mehr loswerden können. Sie hat sie 60 Jahre danach noch so vor Augen, als stünde sie dort.

Sie seien einfach nur gelegen und gelegen, erinnert sie sich an die Zeit im „Zigeunerlager“. An Essen hätten sie gedacht und an Wasser. Eines Tages, wahrscheinlich war es am 5. Mai, sahen sie einen Jeep mit zwei Amerikanern. Niemand in Theas Umgebung reagierte euphorisch, es gab keine Freude. Die Häftlinge waren zu schwach, sie konnten auch nicht glauben, jetzt frei zu sein; sie waren wie vor den Kopf gestoßen.

Mauthausen war befreit, aber das Leiden war damit noch lange nicht zu Ende. Theas Mutter konnte sich nicht bewegen, so schwach war sie. Auch Thea und Gerti waren völlig entkräftet. Außerdem vertrugen sie die Nahrung nicht, die ihnen die Amerikaner gaben. Zu lange hatten sie nichts gegessen. Bis Anfang Juni blieben sie in Mauthausen, erst dann waren sie körperlich dazu in der Lage, die Rückreise nach Wien anzutreten. Thea nützte die Zeit in Mauthausen, um für sich, Gerti und Mama aus blau kariertem Stoff, den sie von den Amerikanern bekam, jeweils einen Rock und eine Bluse zu nähen. Schneidern hatte sie

in Theresienstadt gelernt, jetzt konnte es ihr nützlich sein, um für die Heimreise etwas Anständiges anzuziehen zu haben. Bis heute hat sie ihren Rock und die Bluse aufgehoben. Als sie mir die beiden Sachen zeigte, meinte sie, sie werde es wohl dem Jüdischen Museum in New York spenden. „Schau, wie dünn ich war“, lachte sie und zeigte mir den Bund des Rockes.

Die Ankunft in Wien war ein Schock. Alles war ausgebombt und zerstört. Die drei Frauen versuchten auf dem schnellsten Weg in ein Krankenhaus zu kommen, sie konnten nicht mehr gehen, waren völlig erschöpft. Vier Wochen verbrachten Thea und Gerti im Spital, die Mutter noch um einiges länger. Ein Gedanke beschäftigte sie rund um die Uhr: Was war aus dem Vater und dem Bruder geworden? Durch Zufall erfuhren sie von Georg. Er war am Leben aber sehr krank. Auf die Rückkehr des Vaters warteten sie lange, wollten die Hoffnung nicht aufgeben. Vergeblich. Er war sofort nach der Ankunft in Auschwitz vergast worden.

Das Überleben in Wien nach dem Krieg war schwierig. Es gab kaum was zu essen, die Frauen hatten keine Wohnung. Wohin sollten sie gehen? Ein ehemaliges Hausmädchen der Familie nahm sie trotz beengter Verhältnisse bei sich zu Hause auf. Später gelang es Thea eine Anstellung beim Joint Distribution Committee zu bekommen. Bezahlt wurde mit Care Paketen. Ein Glück, denn was man selbst nicht brauchte, konnte man auf dem Schwarzmarkt verkaufen.

Langsam kehrte wieder ein geregelter Alltag ein. Die Mutter, Georg, Gerti und Thea bezogen eine Gemeindewohnung und die beiden Mädchen besuchten die Handelsschule, um die Matura nachzumachen. „Für uns hat eine schöne Zeit begonnen, weil wir jung waren“, erzählte mir Thea. Doch die Erinnerungen an die Vergangenheit waren immer präsent und die Verluste geliebter Menschen eine Wunde, die nicht heilte.

1946 lernte Thea in Wien Jack kennen. Er hatte über fünf Jahre in verschiedenen Konzentrationslagern verbracht, sein Überleben bezeichnet Thea bis heute als ein Wunder. Sie verliebten sich, doch Jack emigrierte bald in die USA. Erst 1954 sahen sie sich wieder, ihre Gefühle füreinander hatten sich nicht verändert und sie beschlossen zu heiraten. Von nun an verbrachten sie ihr gemeinsames Leben in den USA, wo auch ihre Tochter Julia gebo-

ren wurde. Mit Gerti lebten sie jahrelang in Nachbarschaft, bis heute fühlen sie sich stark miteinander verbunden, wie Schwestern.

Wenn Thea von Wien spricht, beginnen ihre Augen zu glänzen. „Manchmal hab ich so Sehnsucht nach Wien“, sagte sie mir und erzählte von ihrem letzten Besuch dort vor einem Jahr. Da die Mutter bis zu ihrem Tod in Wien lebte, besuchte sie die Heimat seit ihrer Emigration in die USA regelmäßig. Julia, ihre Tochter, sollte eine enge Beziehung zur Oma haben und sehen, wo die Familie ihre Wurzeln hat. Über die Zeit in den Lagern wurde nie viel gesprochen, das Kind sollte davor geschützt werden. Natürlich stellte Julia Fragen, etwa über die tätowierte Nummer auf Papas Arm.

Vor einigen Jahren haben Thea und Jack ihre Geschichte aufgeschrieben, für ihre Tochter und die drei Enkelsöhne. Ein Lächeln war auf Theas Lippen, als sie von den Enkeln erzählte. Jeder von ihnen hat bei seiner Bar Mitzwah eine Rede gehalten und gesagt, wie sehr sie ihre Großeltern dafür bewundern, dass sie trotz ihres schweren Schicksals noch immer Humor haben und lachen können – und nicht hassen, ergänzte Thea, das sei das Wichtigste: trotz allem niemanden zu hassen!

Rupert Huber

Lasst kein Gras wachsen über die bösen Erinnerungen

Erinnerungskultur in Gallneukirchen

Die Mühlviertler Kleinstadt Gallneukirchen liegt ca. 18 km von Linz und vom Konzentrationslager Mauthausen entfernt. Fragt man ältere GallneukirchnerInnen nach ihren Erinnerungen an der Jahr 1945, dann nennen sie vor allem zwei Ereignisse:

- die „Mühlviertler Hasenjagd“ und
- das „Kriegsgefangenenlager“ für die Soldaten der Deutschen Wehrmacht.

Die offiziellen Chroniken enthalten über den Ausbruch der russischen KZ-Häftlinge von Mauhausen bzw. über deren Verfolgung (diese Menschenhatz ging später als „Mühlviertler Hasenjagd“ in die Geschichte ein) gar keine Aufzeichnungen und über das Kriegsgefangenenlager, das im Mai 1945 auf einer Wiese errichtet wurde, nur wenige Zeilen. Diese Ereignisse waren lange Zeit kein Thema bei öffentlichen Veranstaltungen oder Gedenkfeiern und viele sagen, es sei auch kein Thema des Geschichtsunterrichts in der Schule gewesen. Bis vor 3 Jahren wussten nur wenige davon aus Erzählungen in der Familie, und die meisten von ihnen sagten, dass auch in der Familie nicht gerne darüber gesprochen wurde.

61 Jahre nach diesen Ereignissen wird am 7. Mai 2006 ein Mahnmal für den Frieden zur Erinnerung an die tragischen Geschehnisse im Jahr 1945 vom Bundespräsidenten der Öffentlichkeit übergeben. Damit wird diese verdrängte Geschichte ein Teil der regionalen Erinnerungskultur. Die KZ-Opfer der „Mühlviertler Hasenjagd“ werden in die Heimatkunde eingehen wie die Gefallenen, die namentlich am Kriegerdenkmal verewigt sind, und wie das 1991 errichtete Mahnmal an die als „unwertes Leben“ ermordeten Kinder, die von den Anstalten des Evangelischen Diakoniewerkes den Nazis ausgeliefert wurden.

Der Übergabe des neuen Mahnmals waren über 3 Jahre lang

Bildungsaktionen und Medieninformationen vorausgegangen, über die ich nun berichten will.

Wortbilder der Erinnerung

Gallneukirchen, 27.1.1973, Gespräch mit Frau Aloisia Kletzmayr¹ über die „Mühlviertler Hasenjagd“:

„Es hat in dieser Nacht geschneit, es sind welche gegen Kulm hinaufgegangen. Dann haben wir die SS laufen gesehen. Im Pfarrholz haben sie diese erwischt. Es waren 2 Gefangene, sie waren barfuß. Sie haben sie in den Ort hineingetrieben. Im Gasthaus Tanzer im Durchhaus sind 10 oder 12 gestanden, gesessen. Sie sind so fürchterlich, so elendig dagesessen. Die Gallneukirchner haben sich nicht getraut, etwas zu sagen. Ich bin in den Ort hinein, so wie andere Frauen und habe mir das angesehen. Die Häftlinge wurden wie Viecher auf den Lastwagen verladen, sie sind gesessen, gestanden, viele haben nicht mehr die Kraft gehabt zu stehen. Dann haben sie diese in die Aignerhalde hinausgeführt, so wurde gesagt, ich habe es nicht gesehen. Es war zwischen 2 und 4 Uhr Nachmittag. In Tumbach draußen haben sie auch welche gefangen, dort wo die alte Straße nach Pregarten geht. Dort soll man gehört haben, dass ein junger KZler gerufen hat, „bitte erschießt mich nicht, ich bin noch zu jung!“

Erinnerungen wie die oben angeführte wurden von der Bevölkerung mit gespanntem Interesse angehört. Die Reaktionen darauf waren unterschiedlich, beispielhaft wiedergegeben: „Ja, das war schlimm...“ oder: „Unglaublich, davon habe ich nichts gewusst, nichts davon gehört“.

Erinnerungen wie diese sind wichtig für die didaktische Konzeption der Bildungsarbeit.

1 Peter Kammerstätter: Der Ausbruch der russischen Offiziere und Kommissare aus dem Block 20 des Konzentrationslagers Mauthausen am 2. 2. 1945. Die Mühlviertler Hasenjagd. Materialsammlung. Aussagen von Menschen, die an der Verfolgung beteiligt waren oder zusehen mussten, und solchen, die Hilfe gaben. Zusammengetragen und vervielfältigt von P. Kammerstätter. Maschinschr., vervielf. Linz, 1979 – 330 Bl. S 90 f.

Das Kriegsgefangenenlager aus der Sicht eines Weltkriegs-II-Teilnehmers:

Dr. Heinz Eberle²:

„... Wir wollten so schnell wie möglich zu den Amerikanern kommen, um nicht den nachsetzenden Russen in die Hände zu fallen. Alles rannte – auch auf Waldwegen, nach Westen aus Angst vor den Russen... So marschierten wir hinunter auf Gallneukirchen zu in der festen Meinung, als anständige Soldaten auch anständig von den Amerikanern entlassen zu werden ... Am 13. Mai ... gegen Abend ... befahl uns ein höherer amerikanischer Offizier, wir müssten am nächsten Morgen in Viererreihen und in Blöcken zu je vierhundert Mann antreten. Wir würden dann nach Linz marschieren ... Am Morgen des 14. Mai rappelten wir uns auf. Einige blieben liegen, sie konnten nicht mehr aufstehen. Zwei in unserer Nähe blieben für immer liegen, sie waren tot. Wir halfen den Schwächsten auf und stützten sie. Die erste Kolonne setzt sich in Marsch, davor ein Panzer mit aufgesessenen Amerikanern. Der Geschützturm ist nach hinten geschwenkt und auf die Kolonne gerichtet, ebenso ein MG...Der Panzer fährt nach rechts also zum Iwan!“

Dr. Eberle kommentierte seine damalige Stellungnahme aus seiner heutigen Sicht: „In meinem Bericht könnte der Eindruck entstehen, dass die US-Soldaten den Russen in nichts nachstanden, was die Behandlung der Kriegsgefangenen betraf. Heute verstehe ich ihr Verhalten besser als damals. Sie waren durch ihre Propaganda aufgehetzt worden und hatten das KZ Mauthausen gesehen.“

Der historische Hintergrund der Ereignisse

Es ist wichtig, in einen Erinnerungsdiskurs historisch-wissenschaftliches Wissen einzubringen. Der Hintergrund der Menschenhatz auf die geflohenen KZ-Häftlinge im Februar 1945 sowie der Übergabe der Wehrmachtssoldaten in die sowjetische

2 Kurt Cerwenka, Johann Hofstadler: Mai-'45. Der Marsch in die „russische Gefangenschaft“. Zeitzeugen berichten. Herausgeber und Verleger Heimatverein Gallneukirchen. 2003, S 3 ff.

Gefangenschaft im Mai 1945 war der nationalsozialistische Krieg gegen die Völker der Sowjetunion. Das Dritte Reich mit der Wehrmachtsführung führte diesen Krieg als Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg gegen den „jüdischen Bolschewismus“, gegen Menschen „minderwertiger Rasse“. Das Hitler-Regime und die Wehrmachtsführung wendeten gegen die Feinde an der Ostfront die Bestimmungen des Kriegsvölkerrechtes zum Schutz der Kriegsgefangenen gemäß der *Haager Landkriegsordnung* und der *3. Genfer Konvention* nicht an. Für die Deutsche Wehrmacht hatten diese Bestimmungen nur für Kriegsgefangene der Westalliierten Streitkräfte Geltung.

Die Folgen: Die sowjetischen Kriegsgefangenen müssen mit über drei Millionen Toten nach den europäischen Juden zur zweitgrößten Opfergruppe der Nazis gezählt werden. Die meisten kamen in Lagern aus rassistischen und ideologischen Beweggründen um, hilflos waren sie Hunger, Kälte und Seuchen ausgesetzt, wurden als Zwangsarbeiter bis zum Tode ausgebeutet. Von 5,4 Millionen in deutsche Gefangenschaft geratenen Rotarmisten sind 2,5 Millionen gestorben, also fast 47 %. Von 3,1 Millionen deutscher Soldaten in sowjetischer Gefangenschaft sind 1,1 Millionen gestorben, also ca. 35 %.³

In das KZ Mauthausen/Gusen, einem Lager der Klassifizierung III (das bedeutete: Tod durch Arbeit) wurden bereits ab Oktober 1941⁴ die ersten 4000 sowjetischen Kriegsgefangenen deportiert. Ab 1942 wurde mit ihrer systematischen Ermordung begonnen. Die durchschnittliche Lebenszeit im Lager betrug vier Wochen. 1944 verfügte die Wehrmachtsführung, dass Kriegsgefangene der Ostfront, die bei einem Fluchtversuch festgenommen wurden, oder Offiziere, die ein Überlaufen, die Desertion, in die SS verweigerten, in ein Konzentrationslager zur „Aktion K“ („K“ wie Kugel) zu überstellen sind. Von den solchermaßen 10.000 nach Mauthausen deportierten Sowjetsoldaten wurden ca. 6.300 ermordet. „K-Häftlinge“ waren auch jene 570, die im Block 20 dem Tod durch Verhungern geweiht waren und in ihrer

3 Der Zweite Weltkrieg. Ein Lexikon. Herausgegeben von Christian Zentz. München 1995.

4 Transkript des Vortrages von Hubertus Trauttenberg am 20.02.2005 in Gallneukirchen.

Verzweiflung einen Ausbruch wagten, der ihnen auch am 2. Februar 1945 gelang.

Etwa 500 Häftlinge konnten die Mauer des KZs überwinden. Sie flüchteten in kleinen Gruppen nordwärts. Unter dem Kommando der SS mussten die Exekutive und der Volkssturm sofort nach den ausgebrochenen „Schwerstverbrechern“⁵ fahnden. Befehl war: „Schießt sie ab wie die Hasen!“ Von den ca. 500 Geflohenen überlebten 11, andere Quellen sprechen von 17. Auch in Gallneukirchen und in der Umgebung wurden auf diese Weise wehrlose, von Haft und Hunger entstellte Menschen gejagt. Auf der damals so genannten „Aigner Halde“, einer Wiese am Ortsrand (wo im Mai 2006 das Mahnmal errichtet wird), wurden alle gefassten Gefangenen erschossen.

Auf derselben Wiese errichtete im Mai 1945 in den Tagen nach der Kapitulation die US-Armee ein Kriegsgefangenenlager.⁶ Etwa 40.000 Wehrmachtsangehörige wurden auf der Wiese, von Panzern umzingelt gefangen gehalten. 25.000 wurden über Rohrbach in die US-amerikanische Gefangenschaft geführt. 15.000 verblieben und mussten am 14. Mai den Weg in die sowjetische Gefangenschaft antreten.

Zum kriegsrechtlichen Hintergrund⁷: Mit der Unterzeichnung der „bedingungslosen Gesamtkapitulation“, die am 9. Mai in Kraft trat, waren nicht nur alle Kampfhandlungen, sondern auch alle Marschbewegungen und Fluchtaktionen militärischer Einheiten verboten. Diese 15.000 Wehrmachtsangehörigen dienten in der 8. Armee, welche bis zur Kapitulation gegen russische Einheiten kämpfte. Deren Absetzbewegungen in die britische bzw. amerikanische Besatzungszone waren nach den Vereinbarungen der Kapitulation nicht erlaubt; sie hätten die Kriegsschauplatz ihrer Einheiten nicht verlassen dürfen.

5 Mit dem zynischen Wort „Mühlviertler Hasenjagd“ ist diese Mordaktion weithin bekannt und Topos literarischer und historischer Auseinandersetzungen.

6 G. Fitzinger: Das Schicksalsjahr 1945. In: Gallneukirchen. Ein Heimatbuch. Gallneukirchen 1982, S. 253.

7 Kurt Cerwenka, Johann Hofstadler: Mai-45. Der Marsch in die „russische Gefangenschaft“. Zeitzeugen berichten. Herausgeber und Verleger Heimatverein Gallneukirchen 2003, S. 3.

Obwohl nicht alle gefangenen Soldaten der Deutschen Wehrmachts der Sowjetmacht ausgeliefert wurden, bestand zumindest für alle Soldaten der ehem. Ostfront die Gefahr, dass sie nun in die russische Gefangenschaft müssen bzw. an die Sowjets ausgeliefert werden, d.h. zurück in ein Land, das sie davor in einem weltanschaulichen Vernichtungskrieg zerstört hatten.

Zeitzeugen des Kriegsgefangenenlagers berichten, dass „Kameraden“ in tiefer Enttäuschung und in Verzweiflung im Lager gestorben sind, sich manche vor dem Abmarsch zur Übergabe an die Russen das Leben genommen haben und manche todesgewiss in die Schusslinien der Bewacher gelaufen sind. 28 Erschossene am Weg von Gallneukirchen bis Pregarten sind in der Gemeindechronik von Unterweikersdorf⁸ vermerkt.

Kommunale Bildungsarbeit: Informieren – Erinnern – Nacherleben

Ich berichte nun chronologisch über einige Bildungsaktionen. In den weiter zurückliegenden Gedenkjahren „1938 -1988“ und „1945 – 1995“ erinnerten die örtlichen Erwachsenenbildungsorganisationen gemeinsam mit Ausstellungen und Veranstaltungen nicht nur generell an die NS-Zeit, sondern auch an die NS-Zeit in unserer Gemeinde. Einen Gedenkgang „auf den Spuren der Hasenjagd“ organisierten schon früher politische Gruppen. Ab dem Jahr 2000 habe ich in den Gemeinderatsitzungen im Monat Februar aus den Kammerstätter-Protokollen Teile vorgelesen, in der Absicht, dass ein Mahnmal geschaffen werde. Nach dem Verlesen der Zeitzeugenberichte wurde ruhig und betroffen darüber diskutiert. Mandatare berichteten, was sie von ihren Eltern wussten. Der später gefasste Grundsatzbeschluss, wie auch alle weiteren Beschlüsse im Gemeinderat im Jahr 2002 für ein Mahnmal, wurden einstimmig gefasst. Im Gemeinderat hatten wir den Konsens, dass eine ausführliche Informations- und Bildungsarbeit notwendig sei.

8 Kurt Cerwenka, Johann Hofstadler: Mai-45, a. a. O., S. 8.

Russische Gäste in Gallneukirchen

Am 10. Mai 2003 konnte zu einem Zeitzeugengespräch mit russischen KZ-Häftlingen eingeladen werden. In der russischen Delegation des Internationalen Mauthausen Komitees waren Männer, die als Sowjetsoldaten Kriegsgefangene im KZ Mauthausen/Gusen waren. Auch ehemalige Kinderhäftlinge aus dem KZ Gusen waren in der Delegation und Familienangehörige ehemaliger KZ-Häftlinge, Witwen und jugendliche Angehörige.

Die ehemaligen Soldaten erzählten, welche Karrierevorstellungen sie als 17-Jährige hatten, dann in die Rote Armee eintreten mussten und bald in Gefangenschaft kamen. Sie berichteten über die erniedrigenden Torturen im Lager und dass sie die Befreiung gehunfähig krank erlebten. Gefragt wurde einer, warum er dann wieder Soldat wurde. „Ich habe den Faschismus erlebt, ich konnte nicht anders“.

Die Gäste erzählen eher routiniert über ihr Leben vor dem Lager und vom Kriegsgeschehen. Aber, dass es ihnen schwer fällt, über das Leben im KZ zu sprechen, merkt jeder Zuhörer. Darüber sprechen sie erst über bittende Fragen und können nur erregt darüber berichten. Und sie beenden ihren Bericht mit einem ruhig leise Gesprochenen „Es ist gut, dass ihr davon wisst, danke!“

Dass Gallneukirchen ein Denkmal zur Erinnerung an die „Mühlviertler Hasenjagd“ errichten wird – nur unter diesem Begriff war ihnen dieses Ereignis bekannt – würdigten die Gäste gerührt und warmherzig. Sie hatten für diesen Dank die Worte „Zuversicht“, „Friede“ und „Freundschaft“ verwendet. Diese Begegnung mit betagten Menschen, die von ihrer Zuversicht und Freude sprechen, weil wir ein Denkmal errichten werden, gibt Motivation für eine Erinnerungskultur einzutreten.

Ehemalige Wehrmachtssoldaten berichten

Am 20. Mai 2003 hat die Gemeinde zu diesem Gespräch eingeladen. Erstmals wurde öffentlich in Gallneukirchen über den Marsch in die „russische Gefangenschaft“ gesprochen.

Vor den Berichten der Zeitzeugen erklärte der Historiker Dr.

Thomas Hellmuth markant den Kontext zur Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion.

Einige der Zeitzeugen haben die Erläuterungen des Historikers in ihrem Bericht aufgenommen. Sie sagten, sie seien stolz und überzeugt Soldat geworden, ihr Weltbild sei klar für den Krieg gewesen und sie seien überzeugt gewesen, dass der Krieg gegen „die Russen“ notwendig sei. Im Kriegsgeschehen hätten viele, nicht alle, diese Überzeugung verworfen.

Das Gefangenlager hier in Gallneukirchen war für sie die größte Erniedrigung und Enttäuschung, nicht so sehr die Gefangenschaft in der Sowjetunion. Nach dem Zusammenbruch ihrer Front gegen die Rote Armee erhofften sie eine soldatisch redliche Behandlung durch die US-Armee. Aber sie mussten über Tage eine unsoldatische Behandlung durch amerikanische Soldaten erleben auf einer offenen Wiese, ausgesetzt der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht, und dieses Lager war strikt bewacht. Versorgt wurden sie nicht. Dankbar erinnern sie sich, wie sich Frauen bemühten, ihnen Lebensmittel zu bringen. Diese Wiese „Aigner Halde“ bleibt für sie ein markanter Ort der Erinnerung.

Mehreren älteren Frauen aus Gallneukirchen war es ein Anliegen zu erzählen, wie sie Hilfe in das Lager brachten. Sie waren erschüttert darüber, wie gebrochen die Soldaten waren.

Die ehemaligen Soldaten berichteten über die Jahre in der sowjetischen Gefangenschaft. Es war ein karges Sein bei harter Arbeit. Aber dort in Russland hatten alle große Not, nicht nur die Kriegsgefangenen. Sie haben heute keine Aversion gegen die Menschen in den Orten ihrer Gefangenschaft. Einige haben sogar später diese Orte besucht.

Ausstellung und Zeitzeugengespräch

Kurt Cerwenka zeigte vom 3. 2. bis 8. 2. 2004 eine Ausstellung mit 20 Tafeln mit dem Titel „KZ Mauthausen. Der Ausbruch der sowjetischen kriegsgefangenen Soldaten – die „Mühlviertler Hasenjagd“. In weiteren drei Schautafeln stellte Kurt Cerwenka Familien aus dem Raum Gallneukirchen vor, die großartige Hilfen gaben – Lebensmittel und Versteck.

Vor dem Zeitzeugengespräch referierte der Historiker Univ.

Prof. Rudolf Kropf zum Thema und strukturierte damit auch die Berichte der Zeitzeugen.

Was berichteten Zeitzeugen aus Gallneukirchen im übervollen Saal im Scheinwerferlicht, und was erzählten sie vorher zu Hause im vertraulichen Gespräch? Im Saal waren die Berichte sachlich, informativ und kurz: Was sie als damals 14-jährige Schüler gesehen hatten, wo sie mitmachen mussten.

Zur vorbereitenden Recherche konnte ich mit einigen in deren Wohnung ungestört sprechen und ich erlebte, wie tief und prägend die Erinnerungen sind.

Einige Gespräche, die mich sehr beeindruckten: „Ich war 6 Jahre alt und war damals mit meiner Mutter allein. Wir wohnten bei der Gusen. Aus dem Fenster sah ich im Schilf und Gehölz ganz fremde Männer. Ich rief die Mutter. Sie schaute, zog mich vom Fenster weg, verbot mir hinauszuschauen. Wir hörten Schüsse. Meine Mutter weinte schmerzvoll, und ihre Worte, „mein Gott, jetzt ist das bei uns auch so“, weiß ich noch. Viel später hat sie mir das erläutert. Der Vater war Soldat in Russland und musste auch bei der „Partisanenbekämpfung“ dabei sein. Von diesen Wehrmachtsverbrechen an Juden wusste meine Mutter schon damals. Dem Vater waren diese Verbrechen lebenslang eine Last.“

Eine weitere Erzählung: „Damals war ich als 14-Jähriger nur mehr Hitlerjunge, obwohl ich spürte, dass es meiner Mutter gar nicht recht ist. An diesem Tag hatte ich mit dem Gendarm einen Kontrollgang zu machen. Wir gingen querfeldein, den Spuren gingen wir nach. Der Gendarm gab mir seine Waffe und ich hatte zu jedem liegenden KZ-ler zu gehen, zu prüfen, ob er tot ist. Wenn nicht, soll ich ihn erschießen. So auf ca. 30 Leichen trat ich mit dem Fuß und rief ihm zu: „Schon steif“. Und dann sagte er den markanten Satz: „Du musst wissen, damals hatte man mir Gewissen und Verstand geraubt!“ Und nicht wenige Bürger vom Markt waren ganz eifrig bei der Suche nach den KZ-lern und die lobten uns oft, weil wir so stramme HJ-ler sind“.

Ein Bericht über eine großartige Hilfe: „Ich war ein 14-jähriges Mädchen, allein mit der Mutter. Wir hatten ein Haus mit einigen Tieren, wir hatten Futter und Streu eingelagert. An diesem Tag wurde überall nach den KZ-lern gesucht und ich war erschüt-

tert, was ich im Markt gesehen habe. Im Stall muss wer gewesen sein, das haben wir in der durchwirbelten Streu gesehen, wir vermuteten, vielleicht haben sich bei uns welche versteckt. Angst hatten wir nicht. Wir stellten Kartoffel und Milch so hin, als wäre es zum Füttern am nächsten Tag und tatsächlich, am Morgen war es weg. Das machten wir auch am nächsten Abend, denn wir waren uns gewiss, wer das braucht. Und dann haben wir auch Männerkleider und Schuhe „liegen gelassen“. Und als dann das hinterlegte Essen nicht mehr genommen wurde, wussten wir, jetzt werden sie weg sein. Mit meiner Mutter war ich so innig, mit großer Vorsicht haben wir über alles gesprochen, auch was ich ihr von der HJ berichtete, zu der ich gehen musste. Dass an diesem Tag viele KZ-ler hier erschossen wurden, hat uns entsetzt.“

Auf meine Frage, warum davon später nichts bekannt geworden ist, sagt sie nach einer langen Pause: „Das könnt ihr schwer verstehen. Als mein Vater glücklich heimgekehrt ist und er davon erfahren hat, war er echt stolz auf uns. Aber auch er wollte, dass es unser Geheimnis bleibt. Wir hatten Verwandte, die waren hohe Nazis, aber die haben uns im Krieg schon sehr geholfen. Wir bekamen nach Jahren eine Karte aus Russland, ohne Namen, nur auf unsere Adresse. Wir freuten uns sehr. Der Vater hat die Karte zu sich genommen und gesagt, wir reden nicht davon.“

Gedenkgang am 7. Februar 2004

Ein Gedenkgang ist eine Einladung, sich in eine Zeit und eine Situation hinein zu versetzen. Wir waren überrascht, dass sich 90 TeilnehmerInnen angemeldet hatten. Mit Bussen fuhren wir nach Marbach, einer Ortschaft neben dem ehemaligen Konzentrationslager.

Der Gedenkgang begann an einer Stelle im Gelände, an der die KZ-Anlage und die hohe Mauer, die zur Flucht überwunden werden musste, eingesehen werden konnte. Wir standen bei winterlicher Morgentemperatur und hörten eine Schilderung des Ausbruchs. Das Gedicht von Paul Celan „Todesfuge. Schwarze Milch der Frühe ...“ wurde auf den Weg mitgegeben. Beim barocken Schloss Marbach, das damals die oberen SS-Herren be-

wohnen, wurde über das Weltbild der SS gesprochen und abermals das Gedicht „Todesfuge“ vorgetragen.

In drei Gruppen wurde dann über 5 km nach Ried in der Riedmark gegangen. Im Nahbereich von Bauernhäusern und im Blick auf die Landschaft des Mühlviertels wurden aus den Kammerstätter-Protokollen berichtet. In Ried, in dem nördlich vom KZ nächstgelegenen Markt wurden sehr viele Häftlinge auf der Flucht ermordet. Vor dem markanten Gedenkstein, den die sozialistische Jugend Oberösterreichs und die Gemeinde Ried im Jahr 2001 errichtet hatten, wurde zu einem Gedenken eingeladen. Mit dem Gedicht von Paul Celan „Was geschah, der Stein trat aus dem Berg“ wurden Fragen nach Identität und Geschichte angeregt.

Dann wurde mit den Bussen weitergefahren nach Lungitz. Dort war das Lager Gusen III. Jetzt ist dort eine Gedenkstätte, die Herr Johann Reichl betreut. Er konnte berichten, wie die Bauern dieser Gegend über das KZ-Geschehen informiert waren, aber auch wie eingeschränkt ihre Gesprächsmöglichkeiten waren, weil in vielen Bauernhöfen SS-ler einquartiert waren.

In Lungitz begann der 10 km Gang nach Gallneukirchen durch die Landschaft und Dörfer. Berichte aus der Sammlung Kammerstätter wurden geboten. Texte aus Elisabeth Reichart „Februarschatten“⁹ regten Gespräche an.

„Spuren im Schnee“

Am 19. Februar 2005 wurde in Gallneukirchen zur Eröffnung der Ausstellung „Spuren im Schnee – Menschenhutz im Mühlviertel“ und zu einem Gespräch mit Frau Anna Hackl eingeladen. Dr. Alfred Trattnig, geb. 1929, gestaltete dazu einen Aquarellzyklus.

Zur Eröffnung hielt General a. D. Hubertus Trauttenberg markant fest: „Das NS-Regime hatte angeordnet, dass das Völkerrecht im Krieg gegen Völker der Sowjetunion nicht gilt“. Die Soldaten der Sowjetunion sind nach den Juden die größte Opfer-

9 Elisabeth Reichart: Februarschatten. Nachw. von Christa Wolf. Salzburg 2004

gruppe der Konzentrationslager. Dass so viele Polen und Sowjets bei den Kriegsverbrechen der Wehrmacht vernichtet wurden, machte betroffen. Trauttenberg dankte seinem Freund Alfred Trattnig, dass er verhindert, dass die Spuren im Schnee durch die Stürme der Zeit verweht werden, dass sie erhalten bleiben zur Bewusstseinsbildung für unsere nachfolgenden Generationen.

Zu den Bildern: Obwohl das Geschehen von Menschen handelt, ist in den 21 Bildern kein Opfer, kein Täter zu sehen. Die einzige Andeutung der Menschenhatz sind Spuren im Schnee. Sie führen zu Häusern hin und knapp davor weg. Die Häuser und die Orte – auch Gallneukirchen – sind in kalten Farben gehalten und mit drohenden Wolken bedeckt. Die Häuser haben lichtlose Fenster und geschlossene Türen. Spuren führen hin und weg. Nur das Haus Langthaler hat warmes Licht und ein offenes Tor. In die Präsentation sind erschreckend klare Texte zum NS-Menschenbild eingefügt, das christliche und humanistische Grundwerte des Gewissens und der Nächstenliebe leugnet, sowie Verse von Bergengruen und Brecht.

In dieser erahnten Kälte erzählte dann Frau Anna Hackl, deren Elternhaus, das Langthalerhaus in Schwertberg / Winden, der Künstler Alfred Trattnig mit offener Tür und lichten Fenstern darstellt. Anna Hackl erzählte so, dass das Publikum eine herzliche Wärme spüren konnte. Anna war das jüngste Kind der Langthaler-Familie, 14 Jahre alt. Wir hörten wie ihre Mutter, Frau Maria Langthaler die Flüchtlinge herzlich und barmherzig – „... auch auf dich wartet eine Mutter ...“ – aufgenommen hat. Wir können nacherleben, wie groß die Bedrohung der Familie Langthaler war und wie stark die Überzeugung der Mutter Langthaler war. Diese Überzeugung haben alle in der Familie übernommen. In einem Gottvertrauen haben alle in der Familie bei absehbaren Bedrohungen mutig entschieden. Mit Spannung erleben wir bei diesem Erzählen die 3 Monate der Rettung. Der Bericht von Frau Hackl endet nicht mit der so lange erhofften Befreiung des Landes vom Nazi-Regime im Mai 1945. Für Frau Hackl ist es ein Glück des Lebens, ein Segen, dass dann 19 Jahre später die Familie Langthaler in ihrem Haus die Geretteten wieder begrüßen konnte. In ihrem Bericht setzt Frau Hackl mit einer

Selbstverständlichkeit fort, wie tief die Freundschaft zwischen der großen Langthaler-Familie mit den Familien der einst Geretteten geworden ist.

Frau Anna Hackl zuzuhören ist ergreifend und spannend. Ist es eine gute Inszenierung, kluge Regie und einstudierte Rolle? Nein! Frau Anna Hackl sagt, sie ist in religiöser Überzeugung dankbar und sie ist überzeugt, dass das notwendig ist, dass viele über das Elend der Nazi-Zeit wissen. Dass sie ergriffene Zuhörer hat – Kinder und Erwachsene- bestärkt sie. Und sie erzählt auch weiter, obwohl sie nicht selten nach Berichten in Medien anonym böse Beschimpfungen erhält. „Das war schon bei meiner Mutter so, ... wir werfen sie weg. Als ich deshalb einmal aufhören wollte, sagte mir mein damals 16-jähriger Sohn: „Wenn du nicht mehr berichtest – in meiner Schule protzen einige mit Nazisprüchen, und Lehrer sagen nichts dazu – wer soll dann sagen, wie es war?“

Erinnerungskultur: Wir wollen nicht Gras über die Erinnerungen wachsen lassen!

Die Menschen der Generation vor uns lebten im Nationalsozialismus. Akte skrupelloser Gewalt gegen Gegner des Systems, Intoleranz gegenüber Minderheiten, systematisches Ermorden von Menschen mit Behinderungen waren wie in vielen Orten auch in Gallneukirchen an der Tagesordnung. Durch die flüchtenden Häftlinge war das KZ-Morden im Februar 1945 auch nach Gallneukirchen gekommen.

Als Soldaten der Deutschen Wehrmacht hatten viele Männer am nationalsozialistischen Eroberungskrieg mitgewirkt. Die Folge davon war, dass zu Kriegsende das bisher unbekannte Elend der drohenden Kriegsgefangenschaft auch in Gallneukirchen Platz griff.

Die Erinnerungen an die NS-Gewaltherrschaft und an ihre Folgen waren hier „vor Ort“ immer persönliche. Es waren quälende Erinnerungen. Durch Jahrzehnte waren sie nicht Teil der öffentlichen Erinnerungskultur. Heute haben wir Mahnmale in Gallneukirchen und sind um eine entsprechende Gedenkstättenpädagogik bemüht.

Mahnmale sollen nicht nur befreiender Abschluss einer schrecklichen Erinnerung sein, sondern an das Grundrechtsgebot „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ mahnen.

Das neue Mahnmal in der Wiese vor Gallneukirchen ist schlicht: Zwei Stahlplatten sind im Boden verankert, die daran erinnern, wie damals in den Hermann Göring Werken in Linz Panzerwannen produziert wurden. Sie ragen schräg aus der Wiese, als wären sie einmal verschüttet worden. Sie sollen uns Zeichen dafür sein, dass sich die böse Geschichte nicht verdrängen lässt und dass das sprichwörtliche Gras über die Erinnerungen nicht wachsen darf.

Martin Krist

Besuch der KZ-Gedenkstätte Mauthausen mit Schülerinnen und Schülern

Ein Erfahrungsbericht

Mauthausen – ein KZ voller Schrecken

Gedanken vor einer Exkursion in ein Konzentrationslager

Gedanken an Jahre voller Schrecken

Gedanken an harte Arbeit unschuldiger Menschen

Gedanken an Menschen voll Hunger und Not

Gedanken an tausende Tote

Gedanken an qualvolle Stunden

Gedanken an ein trostloses Leben

Gedanken an ein Leben hinter Mauern

Damals eines der gefürchtetsten Konzentrationslager

- heute eine Erinnerung an Furcht und Schrecken

Damals ein windiger Ort, von Grausamkeit und Tod umschlungen

- heute ein Ort, der nur noch daran erinnert

Damals hat Wasser an allen Ecken und Enden gefehlt

- heute können wir uns das dort nur schwer vorstellen

Mauthausen

Die Kammer. Steril. Weiß. Ein Guckloch an der Tür. Angst.

Ich sehe die Kammer.

Kammer mit unheilvoller Vergangenheit.

Ein unangenehmes Gefühl. An so einen Ort zu gehen.

Die Leitung zugemauert. Aber sie ist da. Wir wissen es.

Früher war die Kammer finster gewesen.

Kälte.

Ein dumpfer Schlag, als die Tür zufällt.

Die plötzliche Furcht.

Hermetisch abgeschlossen.

Ein Guckloch, um zu sehen, ob sich noch etwas rührt:

*Ich friere.
Menschen sind hier gestorben.
Vergangenheit.
Heute leben wir sicher?
Ein Hakenkreuz in die Gedenktafel eingeritzt.*

Diese beiden Gedichte stammen von drei Schülerinnen – Larissa W. und Daniela K. sowie Elisabeth K. –, die sie wenige Tage nach dem Besuch der Gedenkstätte niedergeschrieben haben. Sie zeigen, glaube ich, dass eine eingehende Auseinandersetzung stattgefunden hat und eine tief gehende emotionale Betroffenheit bei diesen Jugendlichen geblieben ist. Ihre Zeilen zeugen von den starken Gefühlen, die ein Besuch in Mauthausen freisetzt, wobei eine literarische Verarbeitung es sicherlich leichter macht, sie zu zeigen oder eben nicht offen zu zeigen – eine bei vielen Jugendlichen heute geradezu „natürliche“ Reaktion. Aber Betroffenheit oder gar Schock bewirken noch keinen Lernprozess, und auch reine Wissensvermittlung nicht.

Über 70.000 Jugendliche – SchülerInnen und Lehrlinge – besuchen laut Statistik des Innenministeriums jährlich das ehemalige Konzentrationslager Mauthausen. Was sagt solch eine Zahl aus? Ist damit schon eine Immunisierung gegen die Gräueltaten des Nationalsozialismus gegeben, wie viele Politiker anlässlich des Jahrestages der Befreiung um den 5. Mai alljährlich wiederholen (um Ausländerhass geht es in diesen Reden schon seltener)? Oder geht es hier zu einem großen Teil nur um Pflichterfüllung in einem noch immer für viele unangenehmen „Themenfeld“?

In den letzten Jahren gab es geradezu eine Fülle von Projekten im Bereich der Holocausterziehung, die wohl hauptsächlich auf mediale Verwertung hin ausgerichtet sind und sich mit pädagogischen Konzepten erst gar nicht abgegeben haben und folgedessen auch keine nachhaltige Wirkung erzielen oder – wenn ich böse sein will – dies auch gar nicht intendieren. Das bekannteste Beispiel, und auch in Mauthausen in Erscheinung getreten, ist wohl „a letter to the stars“, dessen Initiatoren nicht müde werden, um mediale Aufmerksamkeit (und damit wohl auch um saftige Sponsorengelder) zu heischen.

Ich selbst unternehme seit vielen Jahren Exkursionen mit Schulklassen in das ehemalige KZ Mauthausen. An unserer Schule, dem G19, Gymnasiumstraße, im 19. Wiener Gemeindebezirk, gibt es im Schulprofil einen Schwerpunkt in der Holocausterziehung, und deshalb wird diese Exkursion mit beinahe allen 4. Klassen durchgeführt.

Wie bereiten wir nun solch eine Exkursion vor? So gut wie immer erklären sich die DeutschlehrerInnen der jeweiligen Klassen bereit, ein zum Thema passendes Jugendbuch im Unterricht im Vorfeld zu lesen und zu behandeln. Es gibt dazu eine ganze Reihe von hervorragenden Kinder- und Jugendbüchern. Erwähnt seien hier nur einige wenige wie z.B. Judith Kerr „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“, Myron Levoy „Der gelbe Vogel“, Christine Nöstlinger „Maikäfer flieg“, Käthe Recheis „Lena“ und Renate Welsh „In die Waagschale geworfen“. Auch Spielfilme oder Ausschnitte aus Spielfilmen wie etwa „Schindlers Liste“, „Das Leben ist schön“ oder „Sidonie“ haben sich in diesem Zusammenhang bewährt.

Ein zentraler Platz der Vorbereitung ist natürlich der Geschichte- und Sozialkunde- bzw. Politische Bildungsunterricht, wo laut Lehrplänen die Behandlung des Holocausts in der 8. und 11. Schulstufe vorgesehen ist. Hier muss der Lehrer/die Lehrerin – will er/sie wirklich nicht nur den so genannten Lehrstoff „durchbringen“ – einen Schwerpunkt in der Jahresstoffverteilung setzen und diesen natürlich im Unterricht ausführlich behandeln. Großen Eindruck hinterlässt dabei erfahrungsgemäß ein Gespräch/Vortrag mit/von einer Zeitzeugin/einem Zeitzeugen. Allerdings unterrichten wir nun – über 60 Jahre nach dem Ende des nationalsozialistischen Terrorregimes – wohl die endgültig letzten SchülerInnenjahrgänge, die solch eine Begegnung noch erleben können. In wenigen Jahren werden wir nur noch auf Video- oder DVD-Produktionen zurückgreifen können, die wiederum didaktisch aufbereitet werden müssen. (Ein einfaches Abspielen eines ZeitzeugInnenvortrages erreicht bei weitem nicht die Unmittelbarkeit, die lebende Menschen erzielen. Unvergessen bleibt mir in diesem Zusammenhang der mittlerweile leider verstorbene Auschwitzüberlebende Karl Stojka, der bei seinen Vorträgen mit donnernder Stimme seinen linken Hemds-

ärmel aufkrempelte und seine große eintätowierte Nummer in die Klassen zeigte.)

Für unbedingt notwendig halte ich es, vor solch einer Exkursion die Erwartungen und Ängste der SchülerInnen zu thematisieren. Hier muss selbstverständlich behutsam vorgegangen werden. Anonymisierte Zettel, auf denen die SchülerInnen niederschreiben können, was sie bewegt, haben sich dabei bewährt. Das nach der Auswertung stattfindende Gespräch habe ich in allen Klassen als sehr dicht und für 13/14-Jährige, die sonst ja in Unterrichtssituationen nicht immer bei der Sache sind, als unglaublich niveauvoll und konzentriert erlebt. Eine Befürchtung, eigentlich Angst, tauchte dabei in allen Klassen auf, und zwar die vor der Gaskammer, konkret: dem Betreten der Gaskammer. Ich halte nichts von „Betroffenheits- und Leichenbergpädagogik“ und deshalb kann bei meinen Exkursionen selbstverständlich jede/r SchülerIn außerhalb der Gaskammer bleiben, was schon in diesen Vorbereitungsstunden immer zu einer Erleichterung der SchülerInnen führt.

Spätestens bei der Fahrt Richtung Mauthausen weise ich die SchülerInnen auf das KZ-System und die unzähligen Nebenlager von Mauthausen hin (z.B. bei der Vorbeifahrt an Melk, Amstetten oder St. Valentin). Großen Eindruck hinterlässt immer der erste Blick auf die Mauern des Konzentrationslagers, wobei angesichts des weithin sichtbaren Lagers hier auch gleich die weit verbreitete Ansicht, dass die Bevölkerung nichts von KZs gewusst hat, in Frage gestellt und als Mythos entlarvt werden kann bzw. muss.

Beim Besuch des KZs übernehme ich seit vielen Jahren selbst die Rolle des Führers, da ich mit dem Personal und den Zivildienern der Gedenkstätte doch des Öfteren schlechte Erfahrungen gemacht habe. Dabei gehe ich mit den SchülerInnen den Weg, den ein so genannter „Häftling“ nach seiner Ankunft im KZ gehen musste. Wir versuchen also diese Situation und die weiteren Stationen eines „Häftlings“ „nachzuvollziehen“. Wir gehen entlang der Mauern, vorbei am Denkmalpark durch das KZ-Tor zur Klagemauer, dann zum „Bad“, zu den Wohn- und Quarantänebaracken, aber auch zum Aschenhain, zum Denkmal am Standplatz des ehemaligen „Judenblocks“ und zum Lager 2, zu dem Ab-

schnitt für russische Kriegsgefangene (dort ist die „Mühlviertler Hasenjagd“ das Thema). Danach suchen wir das Museum auf, in dem die SchülerInnen in Gruppen aufgeteilt Fragen zu einzelnen, ausgewählten Schautafeln nachgehen und ihre ausgearbeiteten Antworten ihren MitschülerInnen nach Ende der Gruppenarbeiten mitteilen. Dann folgen die emotional sicherlich belastendsten Minuten: Die Gaskammer samt ihren Nebenräumen und die Hinrichtungsstätte. Den Abschluss unserer Exkursion bildet immer der Gang über die Todesstiege zum Steinbruch.

Bei der Führung durch die Gedenkstätte bemühe ich mich, eine Art „authentisches Gespräch“ aufzubauen, d.h. ich zitiere mehrmals aus Berichten von Überlebenden und erzähle an passenden Stellen mir in Erinnerung befindliche Aussagen von Zeitzeugen: so etwa, wenn wir bei der Walze am Appellplatz stehen, die Geschichte von Arthur Radvanský, einem tschechischen Überlebenden, der einmal in das Walzkommando gezwungen wurde. Mir ist die Problematik dieser Vorgehensweise natürlich bewusst, aber meiner Meinung nach lässt sich die von mir oben angesprochene Authentizität am besten durch diese Rekonstruktion von Einzelschicksalen erreichen. Dabei werden für SchülerInnen identifikatorische Zugänge ermöglicht, wobei natürlich klar ist, dass ich als Lehrer niemals die Rolle eines Zeitzeugen übernehmen kann oder auch darf.

Bei diesem Rundgang werden auch schwierige Themen behandelt, wie z.B. die so genannte „Häftlingsselbstverwaltung“, die Funktion von Blockältesten, Stubendiensten, Kapos usw. oder die Häftlinge des „Sonderkommandos“, die von der SS zur „Arbeit“ im Krematorium und in der Gaskammer gezwungen wurden.

Natürlich können die SchülerInnen jederzeit Fragen stellen, wobei ich mich dabei in eine Dialogrolle begeben, aus der heraus ich versuche – trotz meiner Kenntnisse, Einsichten und meines Alters sowie meiner Position als Lehrer – nicht zu dominieren.

Auch halte ich es bei der Thematisierung des NS-Terror systems für unbedingt notwendig, von der reinen Opferzentrierung wegzukommen und auch die Rolle und die so genannten Aufgaben der SS darzustellen. Durch eine bloße Konzentration auf die Opfer würde man – wenn auch unfreiwillig – das Werk der Täter fortsetzen. Des Weiteren müssen die Jugendlichen erkennen,

dass kein Terrorregime der Welt ohne ausreichende Zahl an Mitwissern, Mitläufern, Profiteuren und Mittätern an der Macht bleiben konnte.

Und natürlich muss während des Rundgangs immer wieder Zeit für nachdenkliches Betrachten und für Gespräche unter den SchülerInnen bleiben. Ersteres passiert bei Exkursionen unserer Schule häufig am Denkmal für die ermordeten Juden am Standplatz des ehemaligen „Judenblocks“, da sich in sehr vielen unserer Klassen jüdische SchülerInnen befinden, die zum Gedenken einen Stein auf das Denkmal legen (was häufig auch zu einem Exkurs über das jüdische Totengedenken führt).

Einige Male waren auch SchülerInnen dabei, deren Verwandte in Mauthausen inhaftiert gewesen waren, was natürlich ein dementsprechend behutsames Vorgehen erforderte und, wie leicht vorzustellen, nicht immer einfach war. So wies mich einer dieser Schüler darauf hin, dass er das Wort „Häftling“ – auch wenn ich es immer mit einem „so genannt“ verbinde – für seine Großmutter als nicht angebracht erachtet, da sie ja nichts verbrochen hätte.

Auf großes Befremden bei unseren SchülerInnen stieß das leider häufig zu beobachtende Verhalten von Schulklassen, die offensichtlich kaum auf den Gedenkstättenbesuch vorbereitet wurden und auch in Mauthausen selbst keine oder nur unzureichende Betreuung erfuhren. Nachlaufen-Spiele am Appellplatz, Wettrennen die Todesstiege hinauf, Lärmen, Lachen und Fotografieren in der Gaskammer, T-Shirts mit sexistischen oder gar rechtsextremen Aufschriften seien hier als Beispiele genannt und relativieren die BesucherInnenerfolgsstatistik des Innenministeriums doch einigermaßen.

Natürlich gehört zu einer Exkursion nach Mauthausen eine entsprechende Nachbereitung, die auch ausgiebige Reflexionsmöglichkeiten bieten sollte. Hier ist es erneut notwendig, behutsam vorzugehen, den SchülerInnen wieder die Möglichkeit zu geben, anonymisiert ihre Gedanken niederzuschreiben, um sie so zur Sprache bringen zu können. Neben der eingangs erwähnten literarischen Aufarbeitung bietet sich natürlich die eines Berichtes an, der gegebenenfalls auf der Homepage und im Jahresbericht der Schule veröffentlicht werden kann. Daraus

zum Abschluss dieses Beitrages einige Zitate von 13/14-jährigen SchülerInnen, die diese an das Ende ihrer Texte stellten:

„Erschöpft machen sich die Besucher wieder auf den Weg zum Autobus, einen letzten Blick auf die ‚Festung‘ werfend. Das Denkmal menschlicher Grausamkeit thront auf seinem Hügel. Und die Moral von der Geschichte? Alle Menschen haben viel zu viel Hass und Angst in sich. Man kann nur versuchen, sich seinem Hass und seiner Angst zu stellen und sie für sich zu besiegen. Nicht versuchen, beides noch mit Gewalt, Ignoranz und Unmenschlichkeit zu unterdrücken und sie damit nur zu nähren.“

Therese K.

„Im Bus dachten alle noch über das Gesehene nach – ich glaube, dieser recht ungewöhnliche Ausflug war für jeden von uns ein unvergessliches Erlebnis. [...] Ich kann Leute, die den Holocaust leugnen, nicht verstehen, mich ärgert so etwas unheimlich, wie naiv und verlogen manche Menschen sind. Ich denke, wenn diese Leute ein KZ besuchen oder mit einem Zeitzeugen reden würden, würden sie wahrscheinlich ihre Meinung ändern. Denn ich finde, wir sollten niemals vergessen, zu welchen fast unvorstellbaren Grausamkeiten Menschen fähig sind.“

Julia B.

„Als wir in den Bus einstiegen, wich ein Gefühl der Beklemmung von uns. Als wir zurückblickten auf die ‚Festung‘, wurde uns bewusst, dass wir einen Ort solcher Grausamkeit nie vergessen können.“

Alexandra Z. und Elisabeth R.

„Es wird freilich für uns immer ein Versuch bleiben, sich vorzustellen, welch großes Leid Menschen in Mauthausen ertragen mussten, da wir nichts davon am eigenen Leib erfahren haben. Dieser bedrückende Ausflug wird uns allen aber immer im Gedächtnis bleiben und wir werden nie vergessen, was wir hier gesehen haben. Denn was den Menschen in Mauthausen angetan worden ist, ist einfach nicht zu vergessen. Doch wir sollten eine Lehre daraus ziehen und dafür sorgen, dass so etwas nie wieder geschieht.“

Michael D.

Peter Malina

Mehr als Zahlen, Daten und Fakten? Das Konzentrationslager Mauthausen in österreichischen Geschichtslehrbüchern

Schulbücher sind mehr als bloße Lehr-Bücher, deren Stoff zwecks Erlangung einer guten Note angeeignet werden sollte. Sie sind überaus sensible – oft unterschätzte bzw. nicht genügend beachtete – Textprodukte, die bei einer differenzierten Analyse sehr viel über das Geschichtsbild ihrer Autoren und Autorinnen, aber auch über das außerschulische öffentliche Geschichtsbewusstsein aussagen. Schulbücher sind offizielle, amtlich approbierte Lehr- und Lernmittel. Als solche spiegeln sie auch das jeweils aktuelle offiziell genehmigte Geschichts-Bild und den Stand des Geschichts-Wissens wider, wie es von der Schulbehörde aktuell genehmigt und für richtig befunden worden ist. Schulbücher sind vor das Problem gestellt, umfassend und kindheitsgerecht zu formulieren. Die Verknappung führt dazu, dass manches zu knapp und manches gar nicht mitgeteilt wird. Es ist daher zu Recht auch zu fragen, was Schulbücher nicht berichten, was sie auslassen, anders gesagt: was ihnen wichtig ist und was ihnen nicht wichtig genug erscheint.

Wie also beschreiben Schulbücher „Mauthausen“? Was sollen ihre Leserinnen und Leser über Mauthausen wissen? In welchem Zusammenhang ist „Mauthausen“ in österreichischen Geschichtslehrbüchern präsent? Wie wird der Schrecken von Mauthausen zum Thema des Schulbuchs gemacht?

Mauthausen? Kein Thema Die 1960er-1970er Jahre

Aus – zugegeben naiver – heutiger Sicht wäre zu erwarten, dass sich die Schulgeschichtsbücher der Nachkriegszeit ernsthaft und intensiv mit der NS-Zeit und den Konzentrationslagern als Chhfre für den nationalsozialistischen Terror beschäftigten. Das gerade

Gegenteil ist freilich der Fall. Im „Lehrbuch der Geschichte“ für die Oberstufe der Mittelschulen (1953) sind die Konzentrationslager im Nationalsozialismus in zwei Sätzen abgehandelt. Allerdings geht es dabei nicht um eine historische Analyse, sondern um eine gefühlsbetonte, im Grunde wenig klärende und auch nichts erklärende Beschreibung: *„Die ‚Geheime Staatspolizei‘ überwachte das Leben aller Menschen, auch der Parteimitglieder. Gegner des Regimes wurden ohne Richterspruch in Konzentrationslager (zur ‚Schutzhaft‘) gebracht und hier aufs grausamste behandelt. Nach vorsichtigen Schätzungen sind in diesen Lagern etwa 8 Millionen Menschen auf fürchterlichste Weise (Vergasen, Totprügeln, Verhungern usw.) ums Leben gekommen“* [Lehrbuch der Geschichte. 4: 1953, 145].

Auch in „Zeiten. Völker und Kulturen“, Ausgabe 1957, beschränkt sich die Information des Schulbuchs im Kapitel „Das nationalsozialistische Deutschland“ auf eine sehr allgemeine Darstellung, ohne auf Ursachen und Verantwortlichkeiten einzugehen: *Gegner des Nationalsozialismus wurden von der Geheimen Staatspolizei überwacht, verfolgt und ohne gerichtliches Urteil „eingekerkert oder in die berüchtigten Konzentrationslager gebracht. Hier wurden sie unmenschlich behandelt und fanden oft einen gewaltsamen Tod. Gegen die Juden wurden ‚Rassengesetze‘ erlassen, die ihnen das Studium und die Ausübung der meisten Berufe untersagte. Außerdem nahm man ihnen ihr Eigentum weg. Sie kamen fast alle, soweit sie im Lande geblieben waren, in die Konzentrationslager, wo sie durch Giftgas getötet wurden“* [Zeiten. Völker und Kulturen. 4: 1957, 169].

Auch in der Ausgabe 1961 des „Lehrbuchs für Geschichte“ sind Konzentrationslager weiterhin nur unter anderem erwähnt. Im Kapitel „Der Nationalsozialismus“ wird lediglich mitgeteilt, dass das NS-System durch das „Rassenprinzip“ eine „äußerste Verschärfung“ erfuhr. Am schärfsten zeigte sich dieser „Wahn“ im Verhalten gegen die Juden. Wenn es um die finalen Auswirkungen geht, wird der Text dann sehr zurückhaltend. Abschließend heißt es nur: *„Schließlich kam die überwiegende Zahl in die Konzentrationslager“* [Lehrbuch der Geschichte 4: 1961, 158].

In dem 1962 erschienenen Lehrbuch für Geschichte „Durch die Vergangenheit zur Gegenwart“ wird der Begriff „Konzentra-

tionslager“ überhaupt vermieden. Im Abschnitt „Die Judenfrage“ wird lediglich pathetisch und überaus unkonkret berichtet, was geschah, nachdem sich Hitler entschlossen hatte, „die Juden auszurotten“: *„Nach Kriegsbeginn ging Hitler offen gegen die Juden vor. Vor allem die SS unter Himmler, Heydrich und Eichmann wurde mit der ‚Endlösung der Judenfrage‘ beauftragt. Zuerst verhinderte man die Flucht der Juden ins Ausland, dann sperrte man sie in Ghettos und schließlich tötete man grausam alle, derer man in Europa habhaft werden konnte, durch Vergasung, Erschießung oder Hunger“* [Durch die Vergangenheit zur Gegenwart: 1962/1978, 297].

Das historische Faktum „Konzentrationslager“ wird so zu einem unbegreiflichen Ereignis, das alle (selbst-)kritischen Fragen verstummen lässt. Fast drei Jahrzehnte später hat sich die Beschreibung nicht wesentlich geändert. Krawarik/Schröckenfuchs/Weiser informieren beispielsweise in ihrem 1991 erschienenen Lehrbuch „Spuren der Zeit“ im Kapitel „Verfolgung und Widerstand“ über die Errichtung der Konzentrationslager 1933: *„Konzentrationslager sind Internierungslager, in denen von den Nationalsozialisten als ‚politisch unzuverlässig‘ eingestufte Zivilisten gefangen gehalten wurden“* [Spuren der Zeit. 7: 1991, 149]. Im Gegensatz zu früheren Schulbüchern gibt es dazu allerdings eine bezeichnende Zusatzinformation. Im nächsten Satz schon halten es die Autoren für notwendig, anzuführen, dass es „ähnliche Lager“ auch im Spanisch-Amerikanischen Krieg und im Burenkrieg gegeben habe [Spuren der Zeit. 7: 1991, 149]. Im Glossar werden dann auch Jahreszahlen zur Geschichte der Konzentrationslager bzw. Internierungslager angeboten (Spanier auf Kuba, 1895, und Briten im Burenkrieg, 1899-1902). Zusätzlich wird noch angeführt, dass auch in der UdSSR „Zwangsarbeitslager zur Verfolgung der politischen Opposition“ eingerichtet worden waren. Diese Tendenz zur Gleichsetzung von Begriffen zeigt sich auch bei der Aufzählung der KZ-Opfer: neben Juden, Zigeunern, Homosexuellen, Geistlichen und Bibelforschern werden (offensichtlich in Übernahme der NS-Klassifikation und ohne weitere Erläuterung) ohne weitere Erläuterungen „Verbrecher“ angeführt [Spuren der Zeit 1991, 156].

Dass ein problemorientierter Zugang das Erklärungspotential erheblich anreicht, ist im 4. Teil von „Entdeckungsreisen“ (er-

schienen 1998) nachzulesen. Die hier vorgenommene Differenzierung liest sich fast wie eine Replik auf die vereinfachend-unkritische Darstellungen anderer Schulbücher. Mit Bezug auf den NS-Begriff „Schutzhaft“ werden die Leserinnen und Leser des Schulbuchs darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Begriff dringender Hinterfragung bedarf: *„In gemeiner Verdrehung des Wortes nannte man die willkürliche Einlieferung ‚Schutzhaft‘, als ob die Gegner der neuen Regierung vor dem Zorn des Volkes geschützt werden müssten. Man begründete dies auch noch dreist als ‚erzieherische‘ und ‚vorbeugende‘ Maßnahme“* [Entdeckungsreisen. 4: 1998, 30].

Mauthausen? Ein Konzentrationslager in Österreich Die 1990-2000er Jahre

Dass sich auf österreichischem Gebiet mit Mauthausen (und seinen Nebenlagern) ein Konzentrationslager-Komplex befand und dass der NS-Terror damit auch ein Teil der österreichischen Geschichte ist, wollten österreichische Schulbücher in den 50er- und 60er Jahren gar nicht und bis in die 70er Jahre hinein nur sehr zurückhaltend aussprechen. Geyer/Fink/Luger kommen in ihrem Schulbuch *„Durch die Vergangenheit zur Gegenwart“* zunächst ohne ausdrückliche Erwähnung der Konzentrationslager aus. Im Kapitel *„Die Judenverfolgung“* wird den Lesern/Leserinnen mitgeteilt, dass Hitler nach Kriegsbeginn *„offen“* gegen die Juden vorging. Als weitere Information wird dann Folgendes angeboten: *„Zuerst verhinderte man die Flucht der Juden ins Ausland, dann sperrte man sie in Ghettos und schließlich tötete man grausam alle, derer man habhaft werden konnte, durch Vergasung, Erschießung oder Hunger“* [Durch die Vergangenheit zur Gegenwart. 8: 1974, 52].

Ganz zum Schluss erst wird der Begriff *„Konzentrationslager“* eingeführt: *„Kein Wunder, dass der Hass der zivilisierten Welt über Deutschland hereinbrach, als die vorrückenden Amerikaner die Leichenberge, die Vergasungsanlagen und die Überreste liquidierter Opfer in den Konzentrationslagern entdeckten“* [Durch die Vergangenheit zur Gegenwart: 1974, 52].

Dass sich eines dieser Lager auf österreichischem Boden be-

fand und dass Österreicher nicht nur zu den Opfern, sondern auch zu den Tätern gehörten, wird nicht gesagt. Wohl aber wird der Bezug auf Konzentrationslager bemüht, um die Nachkriegsgeschichte Österreichs zu begründen:

Gründe: *„Als Österreich 1945 frei wurde, kamen fast alle Politiker aus dem Widerstand oder aus der Konzentrationslagern. Da sie einig waren und klare Ziele vor Augen hatten, waren sie auch erfolgreich“* [Durch die Vergangenheit zur Gegenwart: 1974, 83].

„Konzentrationslager“ sind für dieses Schulbuch der Ort, wo das Neue Österreich entstand, denn dort *„fanden sich die Gegner von einst. Gemeinsame Verfolgung führte sie zusammen und sie nahmen sich vor, Österreich gemeinsam wieder aufzubauen“* [Durch die Vergangenheit zur Gegenwart: 1974, 83]

Einem ähnlichen Muster folgt auch das Geschichtsbuch *„Zeiten, Völker und Kulturen“* in einer aktualisierten Variante aus dem Jahre 1977. Im Kapitel *„Die deutsche Herrschaft über Europa und die Kriegswende“* wird auch auf die *„Vernichtungslager“* Bezug genommen:

„Die Unglücklichen wurden in großen Transporten in die Vernichtungslager, die vor allem im ehemaligen Polen (Auschwitz, Treblinka, Maidanek u.a.) errichtet worden waren, gebracht und dort, gleichgültig ob Mann, Frau oder Kind, in Gaskammern umgebracht“ [Zeiten, Völker und Kulturen. 8: 1977, 114].

Im Kapitel *„Der Widerstand in Österreich“* ist dann Mauthausen als ein weiteres dieser Konzentrationslager genannt: *„Insgesamt wurden 100.000 Österreicher in den Konzentrationslagern und Gefängnissen des Nationalsozialismus ermordet, nicht eingerechnet die 122.000 Menschen aus allen Ländern, die im Konzentrationslager Mauthausen einen qualvollen Tod fanden“* [Zeiten, Völker und Kulturen. 8: 1977, 123].

Erst Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre ist Mauthausen als Konzentrationslager in den Schulbuchtexten wirklich präsent. In dem Schulbuch für Handelsschulen *„Österreich und das Weltgeschehen“* wird in der Ausgabe 1993 im Kapitel *„Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“* ausdrücklich auch auf Österreich Bezug genommen. In einem vergleichsweise langen Absatz ist nun auch von Mauthausen die Rede: *„In Österreich wurden im Konzentrationslager Mauthausen jüdische Häftlinge, politische*

Gefangene, Deportierte aus den Ostgebieten und Kriegsgefangene zum Arbeitsdienst für deutsche Industriebetriebe eingesetzt. Ohne medizinische Versorgung, mit mangelhaftester Nahrung und unter sadistischer Quälerei durch die SS-Wacheverbände starben in Mauthausen und seinen Nebenlagern bis Kriegsende fast 200.000 Menschen, obwohl dieses Lager kein Vernichtungslager war“ [Österreich und das Weltgeschehen 1993, 82].

In der 4. Auflage (2000) liefert das Schulbuch weitere Details, wobei Mauthausen ausdrücklich als „das österreichische Konzentrationslager“ bezeichnet wird. *„Das österreichische Konzentrationslager Mauthausen wurde bereits im April 1938 unmittelbar nach dem ‚Anschluss‘ errichtet. Es gehörte als einziges Konzentrationslager in den von den Nazis als ‚Reich‘ bezeichneten Kerngebieten zur Lagerstufe III und war damit ein ‚Todeslager‘. Der Tod des Häftlings war das erklärte (!) Ziel und eine Entlassung überhaupt nicht vorgesehen“ [Österreich und das Weltgeschehen 2000, 74].*

Ein weiteres Beispiel dafür ist die entsprechende Passage aus „Einst und heute“ für die 8. Klasse (2002): *„Die ersten tausend Häftlinge in Mauthausen waren so genannte ‚Asoziale‘ und Kriminelle, dann folgten Angehörige von Minderheiten und ‚Politische‘, also Ständestaat-Politiker, Priester, Beamte, christlichsoziale sowie sozialistische und kommunistische Aktivisten [...] Während des Krieges wurden insgesamt 192.000 männliche und fast 5.000 weibliche Häftlinge aus allen europäischen Ländern nach Mauthausen gebracht, darunter 20.000 Kinder und Jugendliche; polnische Intellektuelle, republikanische Spanier, Tschechen, holländische Juden, Franzosen und ab 1942 sowjetische Kriegsgefangene“ [Einst und heute. 8: 2002, 74].*

In der Regel bleibt Mauthausen ein Konzentrationslager, das mit Österreich nur indirekt zu tun hat. Ein Schritt zur Aufhebung der „Exterritorialisierung“ Mauthausens und seine Einbindung in die österreichische Geschichte ist in dem ursprünglich von Josef Maderner herausgegebenen, in den letzten Jahren vor allem von Christian Sitte überarbeiteten und aktualisierten Band „Zeitgeschichte“ zu bemerken. Als Kommentar zu einer Karte „Mauthausen und Nebenlager“ wird dort ausdrücklich darauf hingewiesen, dass „Mauthausen“ ein Teil der österreichischen Geschichte im Nationalsozialismus gewesen ist: *„Das Beispiel der Nebenlager und Außenstellen von Mauthausen soll Ihnen zeigen, dass*

sich dieses ungeheuerliche Geschehen nicht nur an entlegenen und geheimen Orten abgespielt hat. Gibt es in Ihrer näheren Umgebung vielleicht einen Standort eines ehemaligen Konzentrationslagers?“ [Zeitgeschichte: 1996, 52].

Mauthausen als Gedenk- und Erinnerungsort „Wir müssen der Wahrheit ins Auge sehen“

Für die Schulbuchautoren der ersten Generation nach 1945 war die Beschreibung von Geschichte im Grunde kein Problem. Als erfahrene Schulmeister waren sie offensichtlich davon überzeugt, für ihre Schüler und Schülerinnen zu wissen, wie es „eigentlich gewesen“. Schulbücher wollten Schülern und Schülerinnen Unsicherheiten nicht zumuten: die Unsicherheit der Darstellung der Geschichte durch die historische Forschung (die ja auch sie selber betraf) wie die Veränderungen im Umgang öffentlichen Umgang mit der Vergangenheit.

In der Regel gingen Schulbücher und ihre Autorinnen und Autoren lange Zeit selbstbewusst davon aus, ihr Wissen an ihre „unwissenden“ Schüler und Schülerinnen als unbefragbaren Lehr-Stoff weitergeben zu müssen. Dass Schüler und Schülerinnen auch etwas wissen – auch wenn dieses Wissen nicht mit dem geforderten Schulwissen gleichzusetzen ist – wurde erst nach und nach wahrgenommen. „Zeiten, Völker und Kulturen“ waren erst in den 1990er Jahren in der Lage, ihre Schüler aufzufordern, selbst einmal nachzuforschen, was diese außerhalb der Schule über Konzentrationslager gehört haben: „Was habt ihr über die Ermordung der Juden in den Konzentrationslagern gehört?“ [Zeiten, Völker und Kulturen. 3: 1996, 37].

Die Frage des Nicht-Wissens bzw. des Nicht-mehr-wissen-Wollens stellte sich – pointiert gesagt – für einen Großteil der österreichischen Schulbücher jahrzehntelang schon deswegen nicht, weil ihre Autoren/Autorinnen selbst offensichtlich nichts bzw. nur sehr wenig davon wissen wollten. Ebner/Heffeter sprechen dieses Problem in der ersten Ausgabe ihres Lehrbuchs „Österreich und das Weltgeschehen“ (1993) im Zusammenhang mit der Judenvernichtung in einer allerdings in sich widersprüchlichen Formulierung ganz offen an: „... wusste die Mehrheit der Be-

völkerung über die systematische Judenvernichtung nichts Genaueres. Dass es etwas Furchtbares sein müsste, hatten aber trotz strenger Geheimhaltung viele geahnt; Fronturlauber erzählten von Massenerschießungen, und fast jeder Deutsche konnte miterleben, wie jüdische Mitbürger von einem Tag zum nächsten spurlos verschwanden [...] Nach dem Krieg wollten sie nichts von allem gewusst oder bemerkt haben“ [Österreich und das Weltgeschehen: 1993, 82].

In der 4. Auflage (2000) ist dieser Passus mit einer Arbeitsaufgabe noch ein Stück weiter präzisiert: *„Nach dem Krieg‘ war es eine beliebte Rechtfertigung, man hätte ‚nichts gewusst‘. Diskutieren Sie das Verhalten der Zivilbevölkerung bei der ‚Mühlviertler Hasenjagd‘ und betrachten Sie das dichte Netz der Außenlager des Konzentrationslagers Mauthausen. War es wirklich möglich, ‚nichts gewusst‘ zu haben?“ [Österreich und das Weltgeschehen 2000, 75].*

Auch „Einst und heute“ für die 8. Klasse (2002) stellt sich der Frage nach der „Vergangenheitsbewältigung“ in Österreich nach 1945. Das Ergebnis ist allerdings eine Mixtur von Begriffen und Denkansätzen, die in sich nicht schlüssig, auf jeden Fall aber für ihre Adressaten verwirrend sein muss. Bemerkenswert ist – liest man den Text genauer – dass es hier ja gar nicht um die Opfer des NS-Systems, sondern um die „überlebenden“ Täter/Mittäter und Nutznießer geht *„Aufgewachsen mit einer menschenverachtenden Ideologie blieben die Überlebenden mit der Verarbeitung der Traumata sich selbst überlassen. Gleichzeitig sahen sie sich mit Vorwürfen und Fragen der jüngeren Generation konfrontiert, die eine Erklärung und ‚Rechtfertigung‘ für ihr Handeln bzw. Nichthandeln während der Ns-Zeit forderten“ [Einst und heute. 8: 2002, 77].*

Während sich ältere Schulbücher aus der Geschichte herauszuhalten und sich auf eine – vermeintlich – „objektive“ / „sachliche“ Position zurückzuziehen versuchten, sind die Schulbücher seit den 1990er Jahren bereit, diese Position zugunsten einer deutlicheren Parteinahme zu verlassen. Ein Beispiel dafür ist das Schulbuch „Entdeckungsreisen“ (Ausgabe 2000), das seine Leser/Leserinnen auf die Problematik der österreichischen „Opfer“-These aufmerksam macht *„Nach 1945 wollten viele Österreicher ihr Mitmachen unter dem nationalsozialistischen Regime vergessen. Sie sahen sich gerne als Opfer der Nazis. Damit aber wurden jenen Frauen und Männern ein zweites Mal Unrecht zugefügt, die dem*

Nationalsozialismus widerstanden und dabei ihre Freiheit oder gar ihr Leben verloren hatten. Sie waren oft allein auf sich gestellt und handelten trotzdem, weil es ihr Gewissen befahl“ [Entdeckungsreisen. 4: 1998, 72-73].

Schulbücher trauen ihren Lesern/Leserinnen nun auch eine eigene Meinung zu. Um auf die Widersprüchlichkeit der NS-Begrifflichkeit und die Ver-Wendung von Sprache im Nationalsozialismus (und heute) aufmerksam zu machen, schlägt das Geschichtsbuch „Entdeckungsreisen“ (1998) vor, Folgendes zu überlegen: *„Heute noch gibt es Leute, die die nationalsozialistischen Konzentrationslager als ‚Arbeitslager‘ oder ‚Straflager‘ bezeichnen. Was meint ihr dazu?“ [Entdeckungsreisen. 4: 1998].*

In diesem Schulbuch wird auch in den Kapitelüberschriften deutlich gesagt, worum es geht: Statt unspezifisch von „Verfolgung“ im Nationalsozialismus zu sprechen, ist hier klar und eindeutig von „Menschenjagd und Massenmord“, „Mord nach Programm“ und „Perfekt organisiertem Massenmord“ die Rede [Entdeckungsreisen. 4: 1998, 70-71]. Ähnlich deutlich sind auch die Kapitelüberschriften in „Österreich und das Weltgeschehen“ (2000).

Mauthausen ist zu einem Begriff geworden, der in den Schulbüchern nicht mehr ausgelassen wird. Bei der Darstellung des Terror- und Konzentrationslagersystems belassen es die meisten Schulbücher allerdings immer noch dabei, Mauthausen lediglich zu erwähnen. Als „Erinnerungsort“ ist Mauthausen nach wie vor auch für das österreichische Geschichtslehrbuch von minderer Bedeutung. Nur für wenige Schulbücher sind die Konzentrationslager so wichtig, dass sie ihnen ein eigenes Kapitel widmen. Ein Beispiel dafür ist der 4. Teil von „Entdeckungsreisen“ (1998), der einen eigenen Abschnitt „Der Terror der Konzentrationslager“ enthält.

Die Schulbücher der Gegenwart haben zweifellos dazu-„gelernt“. Sie versuchen, sich von der herkömmlichen Fakten- und Datengeschichte zu lösen und Stellung zu beziehen. Um der „Wahrheit ins Auge zu sehen“ (wie es „Meilensteine der Geschichte“ 2001 in einer Kapitelüberschrift formulierten) ist es aber notwendig, über die notwendige Betroffenheit hinaus auch die Ergebnisse der zeitgeschichtlichen Forschung aufzunehmen und den Schülern und Schülerinnen ein analytisches Instrumen-

tarium in die Hand zu geben. Damit erst wird es möglich sein, „Mauthausen“ in den Kontext der nationalsozialistischen Terror-systems zu stellen und die notwendigen Bezüge zur Gegenwart zu finden.

Zum Weiter- und Nachlesen

Da sich der vorliegende Text vor allem auf die Dokumentation der Schulbuchtexte konzentrierte, ist zum ergänzenden Weiter- und Nachlesen beispielhaft auf einige neuere Publikationen zur Thematik Schulbuch/Schulbuchanalyse zu verweisen:

Falk Pingel: Nationalsozialismus und Holocaust in westdeutschen Schulbüchern“, in: *Der Umgang mit dem Holocaust*, hrsg. von Rolf Steininger, Wien: Böhlau, 1994, S. 221-232).

Rolf Gutte, Freerk Huisken: Alles bewältigt, nichts begriffen! Nationalsozialismus im Unterricht. Eine Kritik der antifaschistischen Erziehung. 2. Aufl. Berlin, 1997.

Wolfgang Jacobmeyer: Das Schulgeschichtsbuch – Gedächtnis der Gesellschaft oder Autobiographie der Nation? In: *Geschichte, Politik und ihre Didaktik*, 26(1998), 26-35

Heinz-Werner Wollersheim u.a. [Hrsg.]: Die Rolle von Schulbüchern für Identifikationsprozesse in historischer Perspektive. Leipzig, 2002 (Leipziger Studien zur Erforschung von regionenbezogenen Identifikationsprozessen. 5)

Heinz P. Wassermann: Wissens- und Gewissensbildung. Wie Geschichtsbücher historische Realitäten am Beispiel von Faschismus und Nationalsozialismus generieren. In: *Internationale Schulbuchforschung (Zeitschrift des Georg-Eckert-Instituts)*, 27(2005), 3, 292-318.

Eva Matthes (Hrsg.): *Das Schulbuch zwischen Lehrplan und Unterrichtspraxis*. Bad Heilbrunn, 2005 (Beiträge zur historischen und systematischen Schulbuchforschung).

Die verwendeten Schulbücher:

Franz Heilberg, Friedrich Korger:

Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe der Mittelschulen. 4: Allgemeine Geschichte der Neuzeit von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wien, 1953.

Franz Berger, Edith Loebenstein, Hermann Schnell, Klemens Zens:

Zeiten, Völker und Kulturen. Ein Lehr- und Arbeitsbuch für den Geschichtsunterricht an Haupt- und Untermittelschulen. 4: Das Zeitalter der Weltpolitik und der Technik. 2. Aufl. Wien, 1957.

- Franz Heilsberg, Friedrich Korger:
Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe der Mittelschulen. 4: Allgemeine Geschichte der Neuzeit von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. 3. Aufl., bearb. u. ergänzt v. Ferdinand Hübner. Wien, 1961.
- Roderich Geyer, Karl Fink, Franz Luger:
Durch die Vergangenheit zur Gegenwart. Geschichte und Sozialkunde. 8. Wien, 1974.
- Anton Ebner, Mathias Partick:
Lehrbuch der Geschichte und Sozialkunde. 4: Für die 4. Klasse der Hauptschulen. Textband. Salzburg, 1984.
- Hans Krawarik, Erlefried Schröckenfuchs, Brigitte Weiser:
Spuren der Zeit. 7. Wien, 1991.
- Anton Ebner, Franz Heffeter:
Österreich und das Weltgeschehen. Zeitgeschichte und politische Bildung. 2. Aufl. Wien, 1993.
- Oskar Achs, Werner Adelman, Hermann Schnell:
Zeiten, Völker und Kulturen. Lehr- und Arbeitsbuch für Geschichte und Sozialkunde. 3: 4. Klasse der Hauptschulen und der allgemeinbildenden höheren Schulen. Wien, 1996.
- Christian Sitte, August Walzl, Josef Maderner:
Zeitgeschichte. Lehr- und Arbeitsbuch. 2. Aufl. Wien, 1996.
- Klaus Sturm, Veit Sturm, Ulrike Ebenhoch, Kurt Tschegg:
Entdeckungsreisen. 4: Von der Kriegszeit bis zur Gegenwart. Wien, 1998.
- Michael Lemberger:
Durch die Vergangenheit zur Gegenwart. Geschichte und Sozialkunde. 4. Wien, 1999.
- Anton Ebner, Franz Heffeter:
Österreich und das Weltgeschehen. Zeitgeschichte und politische Bildung. 4. Aufl. Wien, 2000.
- Helmut Hammerschmid, Wolfgang Pramper:
Meilensteine der Geschichte. 4: Geschichtsbuch für die 4. Klasse der HS und der AHS. 6. Aufl. Linz, 2001.
- Gerhard Huber, Erlefried Schröckenfuchs:
Einst und heute. 8. Wien, 2002.

BUCHREZENSIONEN

Walter Kohl

Auch auf dich wartet eine Mutter. Die Familie Langthaler inmitten der „Mühlviertler Hasenjagd“.

Edition Geschichte der Heimat.
 Buchverlag Franz Steinmassl, Grünbach 2005.
 Gebunden, 138 Seiten, ISBN 3-902427-24-8

„Mühlviertler Hasenjagd“ oder „Schießt sie ab wie Hasen“ war der auffordernde Terminus der SS für eine Hatz auf wehrlose, von Hunger geschwächte KZ-Häftlinge, die in Verzweiflung über den unmittelbar bevorstehenden Tod durch Folter und Hunger einen einzigartigen Ausbruch aus dem Konzentrationslager Mauthausen wagten. Die Familie Langthaler rettete barmherzig zwei KZ-Häftlinge.

Der historische Hintergrund: Die sowjetischen Soldaten sind nach den Juden die zweitgrößte Opfergruppe des Naziregimes. Allein in das KZ-Mauthausen sind von März 1944 bis Februar 1945 vermutlich 4700 sowjetische Kriegsgefangene über Weisung der Wehrmachtsführung als „Kugelhäftlinge“ zur Liquidation eingeliefert worden. In der Nacht zum 2. Februar sind 500 dieser Häftlinge, die noch Lebenskraft hatten, ausgebrochen. Sofort organisierte die SS-Kommandantur eine Fahndung, an der auch die örtlichen Gendarmen, die Volkssturmarteilungen und HJ-Gruppen teilnahmen. Nur 12 sowjetische Offiziere überlebten diese Fahndung. Es gab Männer und Frauen, die leidenschaftlich an dieser mörderischen Hatz mitmachten; viele gaben mit Nahrung kleine Hilfen. Die Familie Langthaler und zwei weitere Familien in der Umgebung von Schwertberg gaben überaus mutig eine verborgene Herberge bis zur Befreiung im Mai 1945.

Walter Kohl besuchte im Mai 2005 Frau Anna Hackl, geborene Langthaler, die mit ihrer Familie das Langthaler-Haus in Schwertberg / Winden bewohnt. Gast von Frau Hackl ist auch der 90jährige Michail Rybtschinskij. Ihn und seinen bereits verstorbenen Kameraden Nikolai Zemkolo hatte die Langthaler-Familie in

diesem Haus vom Februar 1945 bis zur Befreiung im Mai im Haus versteckt gehalten. Frau Hackl – die „Nannerl“ der Langthaler-Familie – war damals 14 Jahre alt. Der Autor hat auch die Langthaler-Tochter „Miazzl“ Maria Langthaler aufgesucht, die 1945 22 Jahre alt war und in der kleinen Landwirtschaft des Hauses arbeitete. Der Autor berichtet die gesamte Leidensgeschichte des Michail Rybtschinskij, die mit der Kriegsgefangenschaft nach der Schlacht von Charkow /Ukraine im Mai 1942 beginnt. Wir erfahren, dass der sonst gesprächige Rybtschinskij bedrückt und wortkarg wird, wenn er über die extremen Erniedrigungen und Bedrohungen spricht. Über dieses Trauma kann er nicht ruhig sprechen, auch wenn es 60 Jahre zurückliegt. Aber wir erfahren auch, dass es ihm ein Anliegen ist, darüber zu berichten. Der Autor erzählt reflektierend, wie elendiglich die Wehrmacht sowjetische Kriegsgefangene behandelte, über die „Sonderbehandlung“ im KZ Mauthausen, über den Ausbruch und die Flucht.

Die kargen Worte Rybtschinskij's sind in diese Erzählung eingebaut. Berichte von Anna Hackl über „die Hatz“, so wie sie in Schwertberg überliefert worden ist, sind Teil dieser Geschichte. Wir erfahren aus den Berichten der Anna Hackl und der Maria Langthaler, wie sorgenvoll und bedrückt die Familie lebte, nicht nur, weil die Söhne im Krieg waren, sondern auch, weil die Familie vom grauenhaften Geschehen im nahen KZ Mauthausen wusste. Mit der Aufnahme der KZ-Flüchtlinge lebten alle Mitglieder der Familie 3 Monate hindurch in Lebensgefahr. Wir erfahren, welche feste Überzeugung alle Langthaler's hatten, richtig zu handeln, dass sie aus Zuversicht, aus Gottesvertrauen sicher aufgetreten sind und so die vielen kritischen Situationen meistern konnten.

Das Buch ist ein einfühlsamer Bericht und eine wertvolle Dokumentation über die ZeitzeugInnen Anna Hackl, geborene Langthaler, über Maria Langthaler und Michail Rybtschinskij und ist auch ein dezent ergänzender und erläuternder Bericht zu den historischen Fakten.

Rupert Huber

Gernot Haupt

Antiziganismus und Sozialarbeit.

Elemente einer wissenschaftlichen Grundlegung, gezeigt an Beispielen aus Europa mit dem Schwerpunkt Rumänien.

Verlag für wissenschaftliche Literatur, Frank & Timme. Berlin 2006, Brosch., 340 Seiten, ISBN 3-86596-076-6

Die Arbeit, als Dissertation an der Universität Klagenfurt approbiert, beschäftigt sich mit einem Thema, das im erweiterten Europa an erheblicher Relevanz gewonnen hat: „Antiziganismus“ ist eine Form des Rassismus, der sich vor allem gegen Sinti und Roma richtet.

Man spricht gegenwärtig von den Sinti und Roma als größte europäische Minderheit. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Volksgruppe war gleichwohl bis vor einigen Jahren ein Minderheitenprogramm. Grund dafür kann auch die verhängnisvolle Tradition der „Tziganologie“ und das pseudowissenschaftliche Interesse an der Volksgruppe von Nazi-ForscherInnen sein. Diese Pseudowissenschaft reproduzierte nicht nur Vorurteile, sondern war auch Bestandteil der nazi-offiziellen Rassenforschung, mit deren Hilfe „Zigeuner“ vermessen, katalogisiert, stigmatisiert und verfolgt wurden. Im Kapitel „Exklusion“ wird insbesondere die Erinnerung an Verfolgung, Deportation und Vernichtung der Roma sowie die Bedeutung dieser Geschichte für die Gegenwart wachgerufen. Im kollektiven Gedächtnis der Volksgruppe der Sinti und Roma ist der Massenmord durch die Nationalsozialisten als „Porrajmos“ festgeschrieben. Diese gewaltsame „Verschlingung“ fand in den NS-Vernichtungslagern der deutsch besetzten Gebiete Ost- und Südosteuropas seinen Höhepunkt.

Der immer noch vorherrschende, gegen Sinti und Roma gerichtete Rassismus wird vom Autor kritisch aufgearbeitet. Wichtige Schlussfolgerungen für einen transdisziplinären und handlungsorientierten Wissenschaftsansatz werden gezogen. Der Autor kann überzeugend zeigen, dass das Thema „Antiziganismus und Sozialarbeit“ im neuen Europa ein dringend notwendiges und ein absolut innovatives und partizipatives Vorhaben sein

muss, sollen alte Fehler im wissenschaftlichen Diskurs und in der sozialen Praxis vermieden werden.

In der Problemskizze zur „Sozialarbeitswissenschaft“ wird deutlich gemacht, wie die drei Bereiche, empirische Wissenschaft, Sozialarbeit und die Lösung sozialer Probleme zusammenhängen. Den internationalen Kontext beschreibt der Autor für seine weit gefasste Fallstudie mit folgender These: Es ist wohl kein Zufall, dass Projekte, die sich den Roma in Rumänien widmen, für europäische Institutionen gerade dann wichtig und förderungswert erscheinen, wenn durch den bevorstehenden EU-Beitritt Rumäniens die katastrophale Lage der Roma als Bedrohung der innergemeinschaftlichen Stabilität empfunden wird, während sie bisher kaum entsprechende Aufmerksamkeit gefunden hat.

Im Rahmen der Erziehungswissenschaft spielt die Thematik insofern eine mehrfache Rolle, als z. B. grundsätzliche Fragen der Interventionsforschung, der Minderheitenforschung, des Antirassismus und der Sozialarbeit sich an den Dimensionen Exklusion – Inklusion – Integration untersuchen lassen. Der eigentliche Fokus der engagierten Erforschung des Themas liegt auf den „Roma in Rumänien“. Dies hat auch etwas mit der Biografie und dem bisherigen sozialen Engagement des Autors zu tun.

Die Situation in Rumänien wird in einem eigenen Kapitel beleuchtet und bis in die Gegenwart nachgezeichnet. Fragen einer drohenden Fortsetzung von „Exklusion“ durch Vertreibungsmaßnahmen, Fragen der Erinnerungsarbeit und der Entschädigung für die erlittenen Verluste schließen sich an.

Die positive Alternative findet der Autor im Konzept der „Inklusion“. Die darauf bezogene Handlungsstrategie hat mehrere Faktoren zu berücksichtigen: Armut, Arbeitslosigkeit, Wohnqualität, Gesundheitsvorsorge, Bildung, Sprache, Kultur, Medien, Selbstorganisation, öffentliche Meinung, politische Partizipation, nationalstaatliches und internationales Handeln, staatliche Sozialleistungen und Kampf gegen den Antiziganismus.

Das Problem der Integration der Sinti und Roma wird ebenso diskutiert wie die Einschätzung von Evaluationsprogrammen. Rückschlüsse auf die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse und Interessen werden gezogen: Was ist Sozialarbeit im Interesse der Betroffenen und was könnte sie sein? Wer arbeitet mit wel-

chen Mitteln und Strategien, wer arbeitet mit welchen Erfolgen an einer Verbesserung der Lebenssituation der Sinti und Roma?

Unter der Berücksichtigung der Geschichte und der gesellschaftlichen Verfasstheit Rumäniens kommt der Autor zu der Schlussfolgerung: „Die Verantwortung der Mehrheitsbevölkerung in Rumänien und in der Europäischen Union für eine Verbesserung der Lage der Roma deutlich zu machen und einzufordern, wird eine wesentliche Aufgabe der Politik und der Medien und wohl auch der Wissenschaft in der nächsten Zukunft sein müssen, soll der Prozess einer Integration der Roma Aussichten auf Erfolg haben“. Minimal erscheinen die bisherigen Erfolge, die mit der „Integration“ der Sinti und Roma erzielt wurden. Das hat viele verschiedene Gründe, die in diesem Buch nachzulesen sind. Zu allerletzt sind jedoch Misserfolge der „Eigenart“ dieser Volksgruppe anzulasten.

Das Buch bietet eine konsistente Abhandlung über den komplexen Zusammenhang zwischen einer alten Tradition der Vorurteilsbildung, dem Antiziganismus, und dem wissenschaftlichen Bemühen, soziale Arbeit so zu etablieren, dass eine Aufklärung von und eine Befreiung aus den Zwängen des falschen Bewusstseins und des falschen politischen Handelns möglich wird.

Peter Gstettner

Lisa Rettl

Partisanendenkmäler

Antifaschistische Erinnerungskultur in Kärnten.

Der Nationalsozialismus und seine Folgen, Band 3.
StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2006,
ISBN 3-7065-1977-1, Brosch. 330 Seiten

Die Arbeit beschäftigt sich mit einem Thema, das an der Schnittstelle von mehreren kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen liegt: Zeitgeschichte, Politikwissenschaft, Sozialpsychologie u.a.m. Auch im Rahmen der Erziehungswissenschaft spielt die Denkmal-Problematik insofern eine mehrfache Rolle,

als z. B. Fragen der Gedenkstättenpädagogik, der Didaktik der Erinnerungsarbeit, der pädagogischen Ikonologie und der zeitgeschichtlichen Aufklärung durch Schule und Unterricht damit verknüpft sind.

„PartisanInnen Denkmäler“ als Formen antifaschistischer Traditionsbildung sind für Kärnten – und darüber hinaus für Österreich – ein absolut aktuelles, in der Wissenschaft aber oftmals vernachlässigtes Thema. Die Fragen nach der Erinnerungskultur und der NS-Gedächtnisbildung sind tatsächlich keine Randscheinungen in der heutigen österreichischen Gedenklandschaft, die allerdings nur allzu oft auf „Mauthausen“ fokussiert wird.

Für die „gespaltene Sicht“ auf die Vergangenheit, für die typische Opfer-Täter-Vermischung, ist der Geschichte Kärntens (vor allem im 20. Jahrhundert) besondere Bedeutung beizumessen. Hier hat der „ethnisierte Gesellschaftskontext“ zwei scharf getrennte Kollektivgedächtnisse ausgebildet: das kärntner-slowenische Gedächtnis, das insbesondere die Erinnerung an die NS-Verfolgung, Deportation und den PartisanInnenkampf tradiert, und das so genannte deutsch-kärntner Landesgedächtnis, das die Erinnerung der Frontkämpfergeneration und der „heimgekehrten Helden“ aufbewahrt. Diese Zweiteilung hat ihre Entsprechung in den Gedenkritualen und –szenarien am Ulrichsberg (auf der einen Seite) und in den Gedenkveranstaltungen an Orten der antifaschistischen Widerstandstradition (auf der anderen Seite).

Wie auch immer, „Denkmalsetzungen“ werden in diesem Buch als soziale und politische Prozesse verstanden, die zwar kontext- und situationsbezogen sind, aber dennoch Rückschlüsse auf die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse und auf die gesellschaftliche Verfasstheit eines Landes erlauben.

Das konkrete Partisanendenkmal, das im Zentrum der Betrachtung steht, wurde nach einer bewegten Geschichte der ersten Errichtung und der darauf folgenden Zerstörung schließlich an einem NS-Verbrechensort in Südkärnten (am Persmanhof) wieder aufgestellt. Der politischen Bedeutung des Denkmals, der Mikropolitik der handelnden Akteure, der ikonografischen Gestaltung des Denkmals und den impliziten Geschlechterkonstruktionen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das

Verfahren der Diskursanalyse wird auf den „Text“ (im weitesten Sinne ist das Denkmal wie ein lesbarer Text zu betrachten) angewandt: „Gelesen“ und interpretiert werden die Inschrift, die Gestik der Figuren, die Symbolik der Darstellung und des Aufstellungsortes, die Inszenierungen und Reden bei Gedenkveranstaltungen, die medialen Berichterstattungen, die politischen Interaktionen im Umfeld des Denkmals und vieles anderes mehr.

Alle Themenbereiche, die einer Analyse unterzogen werden (z. B. Identität, Nation, Gedächtnis, Erinnerung) sind theoretisch ausgewiesen, wobei die Autorin selbst als forschendes Subjekt, als engagierte Persönlichkeit, zwar nicht in Erscheinung tritt, eine Parteilinie für aufgeklärte Regionalgeschichte, für die Rekonstruktion verdrängter und verschwiegener Aspekte der NS-Vergangenheit, für die „ganze Geschichte“ Kärntens und für ein „Denken mit den Opfern“ bleibt dennoch implizit erkennbar und spürbar.

Auch der schwierige Anspruch, pädagogische Schlussfolgerungen aus der empirischen Fallgeschichte zu ziehen, wird weitgehend eingelöst. Tatsächlich lässt sich anhand der Ausgestaltung der Gedenkstätte und des Museums Persmanhof zeigen, wie kulturelles Gedächtnis geformt wird und Erinnerungstraditionen (statisch oder wandelbar) etabliert werden können. Selbst die spannende und manchmal sehr ins Detail gehende Kriminalgeschichte „Partisanendenkmal am Persmanhof“ hat einen offenen Ausgang und zeigt der zukünftigen Gedenkkultur hoffnungsvolle Wege, z. B. die Lösung, wie das slowenisch punzierte Fremde (der PartisanInnenwiderstand) wieder zum österreichischen Eigenen (zum antifaschistischen Grundkonsens) werden könnte.

Peter Gstettner

AutorInnen

Helga Amesberger, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Konfliktforschung, Wien

Esther Bauer, Holocaust-Überlebende der KZs Theresienstadt, Auschwitz, Freiberg, Mauthausen; lebt in New York

Andreas Baumgartner, Sozialwissenschaftler und Universitätslektor in Wien, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Leiter des Archivs der KZ-Gedenkstätte Mauthausen

Nadja Danglmaier, Netzwerkkoordinatorin für Kärnten des Projekts „Nationalsozialismus und Holocaust – Gedächtnis und Gegenwart“

Anita Farkas, Gastlektorin am Institut für Erziehungswissenschaften und Bildungsforschung der Universität Klagenfurt

Peter Gstettner, Univ.Prof. für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Mitglied im Mauthausen Komitee Österreich, Initiative „Gedenkstätte Loibl KZ Nord“

Hans Haider, AHS-Lehrer in Villach

Brigitte Halbmayr, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Konfliktforschung, Wien

Rupert Huber, Arbeit in der Erwachsenenbildung und in der Betreuung und Entwicklung der Öffentlichen Bibliotheken; Gallneukirchen

Martin Krist, AHS Lehrer, Wien

Peter Malina, Historiker, Wien

LIEFERBARE TITEL

Nr.	Titel	Preis		Preis
24	Sonderschule	€ 1,10	85	Misere Lehre € 8,70
25	Jugend ohne Politik?	€ 2,20	86	Erinnerungskultur € 8,70
28	Lehrerpersönlichkeit I	€ 2,20	87	Umwelterziehung € 8,70
29	Lehrerpersönlichkeit II	€ 2,20	88	Lehren und Lernen fremder Sprachen € 8,70
33	Linke Moral?	€ 2,20	89	Hauptfach Werkerziehung € 8,70
34	Schule und Beruf/ Berufsschule	€ 2,20	90	Macht in der Schule € 8,70
35	Störfaktor Körper	€ 2,20	92	Globalisierung, Regional- isierung, Ethnisierung € 10,90
36	Naturwissenschaften	€ 2,20	93	Ethikunterricht € 8,70
37	Otto Glöckel	€ 4,40	94	Behinderung, Integration in der Schule € 10,90
38	Fremdsprachenunterricht	€ 4,40	95	Lebensfach Musik € 10,90
40	Arbeit & Bildung	€ 4,40	96	Schulentwicklung € 10,90
42	Ästhetik	€ 4,40	97	Leibeserziehung € 12,40
45	Gewerkschaft	€ 5,50	98	Alternative Leistungsbeurteilung € 11,60
47	Schuleinstieg	€ 4,40	99	Neue Medien I € 11,60
48	Konsumenten	€ 4,40	100	Neue Medien II € 10,90
49	Erinnerungsarbeit 1938/88	€ 5,00	101	Friedenskultur € 10,90
51	Mozart 1789	€ 5,00	102	Gesamtschule – 25 Jahre schulheft € 10,90
52	Bildungspolitik	€ 7,20	103	Esoterik im Bildungsbereich € 10,90
53	Sexualität	€ 7,20	104	Geschlechtergrenzen überschreiten € 10,90
56	Zweiter Weltkrieg	€ 6,40	105	Die Mühen der Erinnerung Band 1 € 10,90
57	Österreich-EG-Europa	€ 5,00	106	Die Mühen der Erinnerung Band 2 € 10,90
58	Museumspädagogik	€ 10,20	107	Mahlzeit? Ernährung € 10,90
59	Analphabetismus	€ 5,00	108	LehrerInnenbildung € 11,60
60	Erziehungsziel Parteidisziplin	€ 5,00	109	Begabung € 11,60
61	Erziehung und Bildung III	€ 7,20	110	leben – lesen – erzählen € 11,60
62	Community Education	€ 7,20	111	Auf dem Weg – Kunst- und Kulturvermittlung € 11,60
63	Feministische Pädagogik	€ 7,20	112	Schwarz-blaues Reformsparen € 8,70
64	Schulautonomie	€ 10,90	113	Wa(h)re Bildung € 9,50
65	Traumschule	€ 5,00	114	Integration? € 9,50
66	Österreichische Identität	€ 7,20	115	Roma und Sinti € 9,50
67	Lernwidersprüche	€ 7,20	116	Pädagogisierung € 9,50
68	Fremd-Sprachen-Politik	€ 7,20	117	Aufrüstung u. Sozialabbau € 9,50
69	Was Lehrer lesen	€ 7,20	118	Kontrollgesellschaft und Schule € 9,50
70	Behindertenintegration	€ 10,90	119	Religiöser Fundamentalismus € 9,50
71	Sexuelle Gewalt	€ 7,20	120	2005 Revisited € 9,50
72	Friedenserziehung	€ 8,70	121	Erinnerungskultur – Mauthausen € 9,50
74	Projektunterricht	€ 7,20		
76	Noten und Alternativen II	€ 7,20		
77	Unabhängige Gruppen in der GÖD	€ 7,20		
78	Neues Lernen – neue Gesellschaft	€ 7,20		
79	Sozialarbeit & Schule	€ 6,50		
80	Reformpädagogik	€ 8,70		
81	Lust auf Kunst?	€ 8,70		
82	Umweltwahrnehmung	€ 8,70		
84	Verordnete Feiern – gelungene Feste	€ 8,70		

in Vorbereitung:
Gendermainstreaming